

Rezensionen

Julia Bruch, Die Zisterze Kaisheim und ihre Tochterklöster. Studien zur Organisation und zum Wirtschaften spätmittelalterlicher Frauenklöster mit einer Edition des „Kaisheimer Rechnungsbuches“ (Vita regularis. Ordnungen und Deutungen religiösen Lebens im Mittelalter. Editionen 5) Berlin/Münster: LIT-Verlag 2013; 675 S.; ISBN 978-3-643-12370-1.

Im Mittelpunkt der Untersuchung von Julia Bruch steht ein mittelalterliches Rechnungsbuch aus dem Zisterzienserkloster Kaisheim. Die Handschrift enthält Abrechnungen aus den Tochterklöstern von Kaisheim, aus den Männerklöstern Schönthal und Stams in Tirol sowie aus den Frauenklöstern Kirchheim im Ries, Niederschönenfeld, Oberschönenfeld, Seligenthal bei Landshut, Zimmern und Pielenhofen in der heutigen Oberpfalz. Sie entstand im Zuge der von der Ordensverfassung der Zisterzienser vorgegebenen Visitation und enthält über mehr als ein halbes Jahrhundert hinweg Aufzeichnungen zu diesen geistlichen Gemeinschaften (1288–1360). Ein besonderer Schwerpunkt der 2012 an der Universität Mannheim angenommenen Dissertation liegt auf Organisation und Wirtschaft der sechs Frauenklöster. Dabei zeigt sich insbesondere, dass die von der älteren Forschung angenommene gleiche Organisationsstruktur von Zisterzienserklöstern einer näheren Überprüfung nur begrenzt statthält.

Die Arbeit zerfällt in vier große Teile. Nach einem Forschungsüberblick (A) folgt eine Auswertung der Quelle mit Blick auf die sechs genannten Frauenklöster, Herzstück und Zentrum der vorliegenden Arbeit (B); hieran schließen sich in einem Anhang Verzeichnisse, Listen und Tabellen (C) an, bevor schließlich die Edition des Rechnungsbuches folgt (D).

Das Rechnungsbuch entstand während der Visitationen des Kaisheimer Abtes vor Ort. Die ungebundenen Pergamentblätter wurden dabei von ihm wohl mit auf die Reise genommen und erst anschließend – vermutlich erst erheblich später – zu einem Codex zusammengelassen. Die Rechnungslegung in den einzelnen Tochterklöstern Kaisheims

fand jährlich statt und konnte ohne den Vaterabt nicht erfolgen. Insgesamt 352 Einträge verschiedener Visitationen enthält die Handschrift. Es gab dabei keinen festen, allgemein gültigen Visitationstermin, der jährlich für diese Vorgänge vornehmlich infrage kam. Einzig die Sommermonate als bevorzugte Reise Monate lassen sich festhalten, ansonsten fanden die Visitationen praktisch jährlich zu unterschiedlichen Zeiten statt. Bruch kann ferner herausarbeiten, dass sich die Kontakte der Tochterklöster zum Mutterkloster sehr eng gestalteten. Aber auch untereinander existierten vielfältige Verbindungen.

Bemerkenswert für das ausgehende 13. und auch das 14. Jahrhundert sind die wiederholt überlieferten Konventstärken. So hatte Kirchheim 1288 etwa 45 Nonnen und Laienschwestern vorzuweisen. Und 1339 lebten in Pielenhofen sogar 75 Nonnen, 10 Mädchen, 12 Laienschwestern und 20 Laienbrüder (S. 134). Durchaus stattliche Zahlen, die sich so in kaum einer anderen Quelle finden lassen. Diese beiden Institutionen waren die größten der hier untersuchten Konvente. Zahlreiche Informationen lassen sich zu den einzelnen Klosterämtern entnehmen, so etwa zur Küsterin oder zur Krankenmeisterin, die überdies zumeist über einen eigenen Tierbestand verfügten. Während die männlichen Laienbrüder (Konversen) in den Frauenkonventen das Amt eines Prokurators oder Hofmeisters sowie wahrscheinlich zahlreiche weitere Ämter, etwa als Werkstättenmeister oder auch als Schreiber oder Pfortner übernahmen, waren die Laienschwestern offenbar gewöhnlich als Dienerinnen tätig. Auch zur Wirtschaftsführung der jeweiligen Konvente lassen sich anhand dieser Quelle belastbare Aussagen treffen, die so in anderen Texten nicht auftauchen. Pielenhofen

etwa investierte in dieser Zeit erhebliche Summen in den Ausbau seiner Liegenschaften und konnte so den Gründungsbesitz erheblich erweitern. Für fünf der sechs hier untersuchten Frauenkonvente kann Bruch sogar resümierend feststellen, dass sie im ausgehenden 13. und in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts durchaus als erfolgreiche Wirtschaftsunternehmen agierten. Es darf ergänzend noch angemerkt werden, dass sich entgegen der Feststellung Bruchs, für Pielenhofen lasse sich kein Stadthof nachweisen, die Niederlassung des Klosters in Regensburg bereits in einem bei Eder 1865 abgedruckten Inventar greifbar wird¹.

Bruch hat mit dieser Arbeit wichtige und

grundlegende Erkenntnisse für die sechs Frauenkonvente herausgearbeitet. Nicht nur gelingt es ihr, exemplarisch anhand des Kaisheimer Rechnungsbuchs erneut auf den hohen Informationsgehalt mittelalterlicher Rechnungsbücher hinzuweisen, sie hat auch die bisher von der Forschung nur unzureichend gewürdigten Frauenzisterzen in den Mittelpunkt gerückt. Wertvoll gerade für weitere Forschungen ist neben den zahlreichen im Anhang beigegebenen Aufstellungen insbesondere die Edition der Quelle selbst (S. 443–655). Der Verfasserin ist für ihre verdienstvolle und entbehrungsreiche Grundlagenarbeit Dank zu sagen.

Bernhard Lübbers

¹ Vgl. Anton EDER, Geschichte des Klosters Pielenhofen. Nach Quellen bearbeitet, in: VHVO 23 (1865) S. 1–188, hier S. 47 f.

Alexandra Risse, Niedermünster in Regensburg. Eine Frauenkommunität in Mittelalter und Früher Neuzeit (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg. Beiband 24) Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 2014; 317 S.; ISSN 0945-1722.

Seit einigen Jahren nimmt im Kielwasser der Frauenforschung auch das Interesse an Kanonissenstiften zu. Vor allem die Institutionen in Essen, Gandersheim und Quedlinburg standen und stehen dabei v. a. im Mittelpunkt. Immer wieder wird aber auch auf die einzigen drei Einrichtungen dieser Art in Bayern eingegangen, die drei in Regensburg beheimateten Kanonissenstifte Obermünster, Niedermünster und St. Paul. Bereits 2009 hatte Katrin Eichler eine Untersuchung zur Baugeschichte dieser drei Regensburger Institutionen vorgelegt¹. Nun folgt eine umfassende historische Arbeit speziell zum Niedermünster. Die Studie von Alexandra Risse über die Entwicklung des Damenstifts in Mittelalter und Früher Neuzeit wurde im Sommersemester 2015 als Dissertation an der Ludwig-Maximilians-Universität angenommen. Die Verfasserin setzt dabei einen zeitlichen Schwerpunkt im Spätmittelalter. Schriftlichkeit und Bildung (ab S. 141) werden von ihr in besonderer Weise in den Blick genommen. Nach einem Überblick zur bishe-

rigen Forschung (S. 1–8), die in weiten Teilen auf den Leistungen des frühen 19. Jahrhunderts beruhte (Roman Zirngibl und Thomas Ried), gibt Risse einen konzisen historischen Abriss (S. 9–40), ergänzt um die Baugeschichte (S. 40–44). Die Ursprünge des Niedermünsters liegen im Dunkeln. Risse kann jedoch auf im Einklang mit der bisherigen Forschung erneut aufzeigen, dass seine Anfänge im ausgehenden 8. oder frühen 9. Jahrhundert zu suchen sein dürften. Versuche, das Stift und die Lebensform der Damen zu reformieren, wurden zudem wiederholt unternommen. Ein umfangreiches Kapitel befasst sich sodann mit dem religiösen Leben im Stift (S. 45–140). Prosopographische Zugänge finden sich hier ebenso, wie eine detaillierte Analyse der erhaltenen Stiftsordnungen. Ein weiterer umfangreicher Abschnitt widmet sich Fragen nach dem Stand der Schriftlichkeit und der Bildung der Kanonissinnen (S. 141–194). Anhand der überlieferten Handschriften sowie des pragmatischen Schriftguts kann Risse herausarbeiten, dass

¹ Katrin EICHLER, Zur Baugeschichte der drei Regensburger Damenstifte Nieder-, Ober- und Mittelmünster, Regensburg 2009.

im Spätmittelalter ein Rückgang der literarischen Tätigkeiten zu konstatieren ist (S. 188). Auch auf ein Übergewicht der deutschen Sprache in den erhaltenen Texten des Spätmittelalters verweist die Verfasserin (S. 194). Weiterhin nimmt Risse die Verwaltung und Wirtschaft des Stifts in den Blick (S. 195–250). Das Niedermünster war eine der reichsten Frauengemeinschaften Bayerns, mit ausgedehnten Besitzungen, v. a. im heutigen Niederbayern. Zur Verwaltung dieser Güter waren im Stift selbst einige Ämter notwendig, die überwiegend von Stiftsdamen versehen wurden. Ein letztes Kapitel widmet sich schließlich dem Leprosenhaus St. Niklas (S. 251–255). Am Ende steht eine prägnante Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse der Arbeit (S. 256–259). Besonders wertvoll und eigens hervorzuheben ist der Anhang zum darstellenden Teil. Neben einem Quellen- und Literaturverzeichnis finden sich dort nämlich zahlreiche Personenlisten: So eine Abfolge sämtlicher Äbtissinnen (S. 260 f.), ferner eine Zusammenstellung sämtlicher in den Quellen auftretenden Stiftsdamen (S. 262–273) und der übrigen Amtsträgerinnen (S. 273 f.). Weiterhin werden

Geistliche und sonstige Amtsträger aufgeführt. Gerade diese Listen sind für die Einordnung von Personen im Zuge künftiger Forschungen ungemein wertvoll.

Leider schmälern jedoch einige Flüchtigkeitsfehler die Lesefreude: So war Johann von Egloffstein nicht Bischof von Augsburg (S. 177), sondern vielmehr von Würzburg. Und das Kirchenjahr beginnt nicht am Weihnachtstag, sondern am Vorabend des ersten Adventssonntags (S. 99). Die Bände der „Bavarica Sancta“ hat 1970–73 nicht Martin Angerer herausgegeben, sondern Georg Schwaiger (S. 12, Anm. 46). Angesichts der eingangs betonten Bedeutung von Roman Zirngibl für die Erforschung des Niedermünsters im frühen 19. Jahrhundert, wäre zudem ein Hinweis auf die neueste Literatur zu diesen Benediktinermönch wünschenswert gewesen².

Doch trotz dieser wenigen Monita ist Risse eine solide Arbeit gelungen, welche für jede künftige Beschäftigung mit dem Regensburger Niedermünster eine feste Grundlage bildet.

Bernhard Lübbers

² Maria RÖTTLER, „O goldene Zeiten: die uns allen Appetit zu leben am Ende nehmen. P. Roman Zirngibl (1740–1816) und seine Wahrnehmung einer Umbruchszeit (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 9) Regensburg 2010.

Annekathrin Miegel, Kooperation, Vernetzung, Erneuerung. Das benediktinische Verbrüderungs- und Memorialwesen vom 12. bis 15. Jahrhundert (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 74) Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2014; 270 S.; ISBN 978-3-7995-5274-5.

Totengedenken und Gebetsverbrüderungen waren für das Mönchtum des Mittelalters prägende Elemente. Der Schwerpunkt bisheriger Forschungen lag dabei bisher vornehmlich auf der früh- und hochmittelalterlichen Praxis. Die Verfasserin der im Wintersemester 2013/14 an der Universität Tübingen angenommenen Dissertation hat sich zum Ziel gesetzt, diesen Phänomenen vornehmlich für das Spätmittelalter nachzuspüren. Ganz konkret erforscht Miegel die Praxis im Kloster Hirsau und den mit dieser Gemeinschaft verbrüdereten Konventen, darunter neben den in der Diözese Augsburg gelegenen Konventen Mönchsdeggingen, St. Ulrich und Afra in Augsburg, Donauwörth, Elchingen, Irsee sowie Wiblingen in der

Diözese Konstanz, insbesondere die beiden heute in den Grenzen der Stadt Regensburg gelegenen Klöster Prüfening und St. Emmeram. Nach Darlegung des Forschungsstandes und Benennung der Fragestellung skizziert Miegel die Entwicklung des Verbrüderungs- und Memorialwesens auf der Grundlage bisheriger Forschungen. Die Anfänge sind dabei in den Jahrhunderten des Übergangs von der Antike zum Mittelalter zu suchen. Nach einem ersten Höhepunkt im Frühmittelalter, trat während des Hochmittelalters eine Veränderung ein. Vielerorts wurde das Führen von Nekrologien nicht weiter fortgesetzt, zuweilen traten kumulative Einträge an die Stelle der früheren individuellen Einträge. Gerade die neuen Orden des Hoch- und

Spätmittelalters erkannten im Verbrüderungswesen eine Chance, auch außerhalb des eigenen Verbandes Verbindungen aufzubauen und zu pflegen. Bei den Konventen der Benediktiner blieb die Verbrüderung sogar das elementare Verbindungsglied zwischen den einzelnen Klöstern, da übergeordnete Strukturen hier fehlten. Das Verbrüderungs- und Memorialwesen erlebte seit dem 13. Jahrhundert eine neue Blüte, wobei es angesichts der teils desolaten Überlieferungssituation durchaus mit gewissen Unschärfen zu rechnen ist. Dies setzte sich auch im Rahmen der Reformbewegungen in Kastl und Melk im Spätmittelalter fort. Verbrüderungen waren im 15. Jahrhundert auch wichtige Medien der Kommunikation und Identitätsstiftung; gerade für die süddeutschen-österreichischen Gemeinschaften kann Miegel mit Blick auf die zahlreich abgeschlossenen Verbrüderungsverträge eine enge „Vernetzung“ konstatieren. Gerade diese Verträge werden von Miegel intensiv untersucht. Dort wurde schriftlich die Ausgestaltung der Verbrüderung festgelegt, das „Prinzip der Gegenseitigkeit“ (S.200) fixiert. Interessant ist weiterhin, dass die Verfasserin zeigen kann,

wie sehr der gute Ruf des Partnerklosters für den Abschluss einer Verbrüderung ausschlaggebend war. Konvente, die sich in der Umsetzung von Reformen hervortaten, waren auch begehrte potentielle Verbrüderungspartner. War eine Verbrüderung eingegangen, erfolgten regelmäßig Mitteilungen über verstorbene Mitglieder der eigenen Gemeinschaft, um im Empfängerkonvent eine Aufnahme in das dortige Totengedenken zu bewirken. Diese Nachrichten wurden mittels Totenbrevien oder -roteln übermittelt. Gerade dieses Element der so gemeinsam gestalteten Totenmemoria trug wesentlich zur Herausbildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls unter den verbrüdereten Konventen bei. Eine Tabelle im Anhang listet sämtliche erhaltenen Verbrüderungsverträge der untersuchten Klöster für das 13.–15. Jahrhundert auf (S. 203–219).

Annekathrin Miegel hat eine grundlegende Studie zum monastischen Verbrüderungswesen vorgelegt. Gerade für die hier besonders interessierenden Klöster von St. Emmeram in Regensburg und Prüfening ergeben sich dabei neue, wertvolle Einblicke.

Bernhard Lübbers

Bernhard Fuchs, Die Städte und Märkte der nördlichen Oberpfalz unter Kaiser Karl IV. (Regensburger Beiträge zur Regionalgeschichte 16), Regensburg: Archiv des St. Katharinenospitals Regensburg – edition vulpes 2012.; 122 S.; ISBN 978-3-959112-67-9.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs lebte „die Erinnerung an die jahrhundertealten Beziehungen zwischen Bayern und Böhmen wieder verstärkt [auf]“ und damit auch ein „Zurückblicken“ auf Kaiser Karl IV. Besonders seine Bemühungen um die Kommunen dieses Gebiets waren „nachhaltig im geschichtlichen Bewusstsein geblieben“ (S. 9). Seine als „Wohlwollen verstandene Zuwendung für die Region und ihre Städte und Märkte [...] hatte ihren Beweggrund jedoch in der Rolle Karls als Kaiser und in seinem Bestreben, seine Machtposition zu konsolidieren“ (S. 9). Während Fuchs dabei Karls Vorgehensweise mehrfach durchaus als „zielorientiert“ betrachtet, sieht er doch ebenfalls, dass er dabei abhängig war „von Zufälligkeiten und von den Möglichkeiten, die sich ihm boten“ (S. 41).

Die Basis seiner „Zuwendung“ bildete die Expansionspolitik Karls IV., die ihren Höhepunkt in den Verpfändungen von Besitzungen der rheinischen Pfalzgrafen-Kurfürsten von 1353 fanden. Konnten sich letztere anfangs noch ein Rückkaufsrecht vorbehalten, so erklärte der Kaiser die übernommenen Besitzungen 1355 für immer mit der Krone Böhmens verbunden, wobei er sich des aus dem Kirchenrecht stammenden Mittels der Inkorporation bediente. Gleichzeitig verschafft die auf den 5. April 1355, den Tag der Kaiserkrönung datierte Urkunde „zum ersten Mal einen Überblick über die von Karl bis zu diesem Zeitpunkt erworbenen Güter“ (S. 46). Damit war die „Böhmische Pfalz“ entstanden, wie Fuchs das in der Literatur sonst zumeist – so etwa auch Wilhelm Volkert im „Handbuch der bayerischen Geschichte“ – als

„Neuböhmisches Territorium“ apostrophierte Gebilde bezeichnet.

Diese „territoriale Erwerbspolitik Karls IV. auf dem Nordgau“ behandelt der zweite Abschnitt der Arbeit. In einem ersten widmet sich der Verf. dem „Stand der Urbanisierungsprozesse im Untersuchungsraum beim Regierungsantritt Karls IV.“ (S. 17–36). Dabei werden „Bürgergemeinden mit Stadtstatus“, aber auch „Orte mit unklarem Status“, Auerbach und Hersbruck, sowie verschiedene Märkte ebenso in die Untersuchung einbezogen wie die Kommunen, die sich bereits vor der aus der Sicht des Verf. systematisch durchgeführten Erwerbspolitik Karls in seiner Pfandschaft befanden. Abgeschlossen wird der Abschnitt durch einen Blick auf „leuchtenbergische, waldsassische und bambergische Besitzungen“.

Der dritte und umfassendste Abschnitt behandelt schließlich die „Förderungspolitik Karls IV. im Untersuchungsraum“ (S. 47–85). Nach der Darstellung einzelner Fördermaßnahmen ist für die Geschichte der Region vor allem der Abschnitt, der die „Einzelprivilegierungen für Städte und Märkte“ umfasst, von zentraler Bedeutung. Ergänzt wird dieser Abschnitt durch einen Blick über den Tellerrand der Städtepolitik Karls IV. hinaus. Letztere apostrophiert Fuchs als „antiwittelsbachisch“ (S. 65), ohne dass ganz klar wird, wo die hauptsächlichlichen Unterschiede zu der der Wittelsbacher liegen. In diesem vierten Abschnitt geht der Verf. kurz auf die Städtepolitik der eng mit Karl IV. „verbundenen Landesherrn im unmittelbaren Bereich seiner Erwerbungen“ (S. 87–91) wie der Landgrafen von Leuchtenberg und der Burggrafen von Nürnberg ein.

Der fünfte Abschnitt fragt nach den Auswirkungen der Interessensverlagerung Karls IV. von der Oberpfalz hin zur Mark Brandenburg. Diese ging mit der Verpfändung vor allem des südlichen Teils der „Böhmischen Pfalz“ an die Wittelsbacher einher.

Der Werdegang der einzelnen zu dieser gehörigen Städte und Märkte fand sicherlich in ihren jeweiligen Ortsgeschichten ihren Niederschlag. Was die an der Universität Regensburg am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte bei Prof. Dr. Peter Schmid entstandene Magisterarbeit auszeichnet, und dies rechtfertigt auch ihre Drucklegung, ist eine Zusammenschau, die über eine Summe der aus verschiedenen Ortsgeschichten gezogenen Erkenntnissen hinausgeht, und damit eine für das gesamte Gebiet der „Böhmischen Pfalz“ nachvollziehbare Entwicklung nachzeichnet. Was sie nicht leistet, ist eine Darstellung, fußend auf der Basis neu hinterfragter Quellen sowohl zur Geschichte der einzelnen Städte und Märkte wie auch zum „Neuböhmischen Territorium“. In diesem Bereich beschränkt sich der Verf. auf einschlägige Regestenwerke sowie zwei Archivalien im Bayerischen Hauptstaatsarchiv und drei im Staatsarchiv Amberg. Aber dies würde über das, was man gerechterweise von einer Magisterarbeit erwarten kann und darf, deutlich hinausgehen.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein kombiniertes Personen- und Ortsverzeichnis runden die Arbeit ab. Vermisst wird aber eine Karte, die den politischen Veränderungen Rechnung tragen würde.

Johannes Laschinger

Maximilian J. Zinnbauer, Quellen und Erörterungen zur Geschichte von Oberviechtach. Heft 3 (Heft 3 aus dem Jahr 1997 neu überarbeitet): Gerichtslitralien Kurbayern, Geheimes Landesarchiv 1525, 1337-1683, Oberviechtach 2015, L und 596 + 95 S.: ill., ISBN 978-3-9815240-1-7.

Seit über zwei Jahrzehnten beschäftigt sich der Verfasser dieses Bandes mit der Edition von Archivalien zur Geschichte des Pflegamtes Murach. Die Quellenbände sind in farbige Reihen untergliedert, die inzwischen auf eine beachtliche Bandzahl angewachsen sind: Die Rote Reihe (Quellen und Erörterungen) mit zwei Bänden, die Blaue Reihe (Amtsinhaber) mit acht Bänden und die Graue

Reihe (Zinsbücher) mit vier Bänden. Ein Herzenswunsch von Zinnbauer war es, sein Erstlingswerk „Heft“ 3 der Roten Reihe unter Berücksichtigung seiner über die Jahre gewonnenen fachlichen und methodischen Erkenntnisse neu herauszugeben und den transkribierten Quellen die Faksimiles beizustellen. Das Vorhaben einer angereicherten Neuausgabe geht nicht zuletzt zurück auf

eine Anregung von Prof. Peter Schmid, dieses Werk von der Systematik her an die späteren Bände anzugleichen.

Gegenüber der Erstveröffentlichung hat sich die Neuauflage von Band 3 vom Umfang her mehr als verdoppelt (statt 316 jetzt insgesamt 741 Seiten). Eingangs finden sich die Privilegienbestätigungen durch Kurfürst Friedrich V. von 1615 und durch Kurfürst Max Emanuel von 1681 in farbigen Abbildungen der Originalpergamenturkunden mit anhängenden Siegeln. Sie bilden wichtige Stationen in der Privilegienentwicklung des 17. Jahrhunderts, einerseits die letzte Bestätigung vor dem Ende der pfälzischen Zeit, dann die erste Bestätigung und Wiederverleihung durch einen bayerischen Kurfürsten. Entsprechende Bemühungen waren über Jahrzehnte erfolglos geblieben. Der langwierige Prozess um Bestätigung, Ausweitung und Neuverleihung der hergebrachten Marktprivilegien im Dauerkonflikt zwischen dem Markt Oberviechtach und dem auf Obermurach sitzenden kurfürstlichen Pfleger ist denn auch die zentrale Thematik der edierten Schriftstücke (amtliche Korrespondenz, Petitionen, Gutachten usw.) aus den Gerichtsliteralien Kurbayern, Geheimes Landesarchiv 1525 (vgl. auch Rezension in: VHVO 137 [1997], S. 163). In den amtlichen Dokumenten vorkommende, heute nicht mehr geläufige Begriffe meist lateinischen Ursprungs werden in Fußnoten erklärt. Ein umfangreiches Register von Orts- und Personennamen, wichtigen Begriffen, Bezeichnungen und Redewendungen (nach den Originaltextstellen in der Transkription) erschließt den Quellenband.

Mit dem Übergang an Kurbayern waren 1628 die Marktfreiheiten des zuletzt calvinistischen Marktes zunächst eingezogen worden. Wiederholte schwere Kriegsphasen und die strikte Rekatholisierung durch Kurfürst Maximilian I. kennzeichneten die Zeitspanne bis 1648. Bürgermeister und Rat bemühten sich naturgemäß ab 1628 um die Bestätigung

der hergebrachten alten Rechte, denn bestimmte, ihnen zustehende Gebühren, Steuern, Wochen- und Jahrmärkte, Waldnutzungs- und Jagdrechte usw. bildeten neben den Kammergütern die Basis des kommunalen Haushalts. Bei den Auseinandersetzungen ging es u. a. um die Portungsgrenze, also um das zum Markt gehörende Gebiet außerhalb der Ummauerung, das maßgeblich war für die niedergerichtliche Zuständigkeit des Marktes. Gerichtsrechte waren immer mit Einnahmen verbunden, ihre genaue Eingrenzung deshalb sowohl für den Pfleger als auch den Rat des Marktes von besonderer Bedeutung. Der Blick geht vielfach zurück in frühere Zeiten, denn die hergebrachten Zuständigkeiten untermauerten die aktuellen Ansprüche. Ein Beispiel: 1671 erstellte Hauptpfleger Johann Christoph von Leiblfing aus Gerichtsprotokollen umfangreiche Listen über die Niedergerichtsfälle, die in der Zeit zwischen 1546 und 1664 vor dem Marktgericht Oberviechtach abgehandelt wurden (Nr. 24, S. 116–187). Diese detailreiche Sammlung von Strafrechtsfällen mit namentlicher Nennung der Delinquenten und Höhe der Strafgeelder gibt wertvolle Einblicke in die niedere Strafrechtspflege vor Ort. Häufig ging es um Beleidigungen, üble Nachreden, Schlägereien und ähnliche zwischenmenschliche Konflikte.

Max Zinnbauer hat bereits weitere Archivalientranskriptionen in Arbeit. Engagierte historisch interessierte Kreise unterstützen den Lokalgeschichtsforscher regelmäßig bei den Korrekturen und der Druckvorbereitung. Die Veröffentlichung wird von der Stadt Oberviechtach getragen. Neue Quellenbände werden in Oberviechtach jeweils freudig aufgenommen, geht es doch nicht zuletzt um die Wertschätzung einer historisch bedeutsamen Region, die in Gefahr ist, durch Verkehrsferne und allgemeine Entwicklungen der letzten Jahrzehnte etwas ins Abseits zu geraten.

Emma Mages

Christine Riedl-Valder, Aventinus. Pionier der Geschichtsforschung, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2015; 136 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2654-0.

Wenn eine Buchreihe die herausragenden Persönlichkeiten der bayerischen Geschichte und Gegenwart in neu erarbeiteten Biographien vorstellen will, muss sie Johannes

Aventinus (1477–1534) unbedingt berücksichtigen. Das erscheint aus zwei Gründen unumgänglich. Zum einen hat Aventin Bedeutendes geleistet. Dabei ist jedoch die

Frage zu stellen und überzeugend zu beantworten, worin diese Bedeutung konkret zu suchen ist; am Ende seines Lebens war er in seinem Heimatland fast eine *persona non grata*, deren Schriften unterdrückt wurden und nahezu unbekannt waren. Die Bedeutung liegt einerseits in der unmittelbaren schöpferischen Lebensleistung, andererseits in der einzigartigen Nachwirkung. Diese hat freilich die Zeiten des Freistaates Bayern nicht mehr erreicht, in denen sein Nachruhm ziemlich verblasst ist.

Die wechselvolle Entwicklung spiegelt sich in der Literaturlage deutlich wider. Als Textgrundlage für jedwede Beschäftigung mit dem *Œuvre* Aventins muss nach wie vor die epochale Werkausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am Ausgang der königlichen Zeit (6 Bände, 1881–1908) dienen. Aus der gleichen Zeit und dem nämlichen Umfeld stammen die bis heute maßgeblichen Biographien von Theodor Wiedemann (1858) und Wilhelm Dittmar (1862). Nach wie vor unübertroffen sind auch die der Akademieausgabe beigegebenen Kommentare, die aus hervorragender Werkkenntnis der Editoren erwachsen sind. Sie liefern die entscheidende Grundlage der wenigen folgenden biografischen Versuche (Franz Xaver v. Wegele, 1890; Eberhard Dünninger, 1979). Im Übrigen hat sich die historische Forschung mit kleineren Detailstudien zu ausgewählten Sachverhalten begnügt, die Licht in die Arbeitsweise Aventins gebracht haben. Der umfassende Zugriff wurde in Bayern kaum mehr gewagt; in seinem Heimatland ist die Beschäftigung mit seinem Lebenswerk nach dem Ende der Monarchie deutlich zurückgegangen. Über Dittmar und Wiedemann ist hier im Grunde niemand mehr hinausgekommen. Es blieb ausländischen Historikern vorbehalten, die Tradition fortzuführen. Die entscheidenden neueren Arbeiten stammen vom Amerikaner Gerald Strauss (1963) und dem Russen Antonj Doronin (2007).

Dieser kleine Überblick über die Beschäftigung mit Aventin macht die Bedeutung deutlich, die dem anzuzeigenden Bändchen zuzuschreiben ist. Es stößt in eine wichtige Lücke, die auch neu die belebte Humanismusforschung in Deutschland bisher nicht geschlossen hat. Sie hat anderen Humanisten ungleich größere Beachtung geschenkt als dem Bayern. Deswegen ist es erforderlich, den Blick wieder stärker auf ihn zu lenken.

Darum bemüht sich die Autorin, eine geschichtskundige Wirtschaftsjournalistin. Sie setzt sich eine umfassende Biografie zur Aufgabe, die in acht chronologisch angeordneten Kapiteln den wechselvollen Lebenslauf des gebürtigen Abensbergers bis zu seinem Tod in der Reichsstadt Regensburg verfolgt. Beschlossen wird die Schilderung des Ganges der Ereignisse mit einem Blick auf das Nachleben. Dieses Schlusskapitel ist von Wichtigkeit, weil der historische Rang Aventins ganz entscheidend von dieser Wirkungsgeschichte abhängt.

Der zweite Faktor, der Aventin schon zu seinen Lebzeiten Bedeutung verschaffte, ist sein Rang als Geschichtsforscher, Geschichtsschreiber und Geschichtsdenker. Denn auf jedem dieser drei Sektoren der Beschäftigung mit der Historie hat er neue Bahnen betreten. Sein methodischer Zugriff erfolgte nicht nur auf der Höhe der Zeit, sondern wies durchaus neue Wege. Aventin gehört damit zu den „Pionieren“ der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auf wissenschaftlicher Grundlage.

Diese beiden Aspekte, die Aventin Bedeutung zuweisen, macht das schmale Bändchen sachgerecht deutlich. Es wertet die vorliegende Literatur unter diesen Gesichtspunkten aus. So wird auf guter Literaturgrundlage ein flüssig geschriebenes, gut lesbares Lebensbild entworfen. Eigene Forschungen zur Vertiefung werden nicht angestellt. Noch kann man durch systematische Suche die Textbasis verbreitern; die Akademieausgabe bietet sicher nicht die angekündigten „Sämtlichen Werke“. Wünschenswerte Quellenstudien, die die Werkanalyse fortsetzen würden, werden nicht angestrebt. Sie sind auch angesichts der von Aventin verwendeten lateinischen Kunstsprache, deren Entschlüsselung große philologische Kompetenz voraussetzt, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Deswegen liegt der Schwerpunkt auf dem Spätwerk der deutschsprachigen »Bayerischen Chronik« mit der bis heute weithin bekannten Schilderung von Land und Leuten. Über den zukunftsweisenden Ansätzen dürfen die aus dem Mittelalter übernommenen Züge keinesfalls übersehen werden; auch der Mitbegründer der Geschichtsforschung war in vielen Ansichten noch fest in der zurückliegenden Epoche verwurzelt. Wer den Rang einer Persönlichkeit sachgerecht beschreiben will, muss zumindest abschließend den Blick

von seinem Gegenstand lösen und diesen in komparatistischer Betrachtung in sein Umfeld einordnen. In diesem Fall gibt der europäische Humanismus mit Schwerpunkt in Italien die entscheidende Hintergrundfolie ab. Denn Aventin war zugleich der Blondus und der Bruni seines Heimatlandes Bayern.

Das verdienstvolle Bändchen macht auf eine ausgesprochene Forschungslücke aufmerksam. Es fasst die vorliegende Literatur für die kulturinteressierte Öffentlichkeit gut zusammen. Die Historiographieforschung wird auf dieser hilfreichen Grundlage die vorrangig anstehenden Studien zur Werkanalyse fortsetzen können.

Alois Schmid

Christoph Wagner – Oliver Jehle (Hg.), Albrecht Altdorfer. Kunst als zweite Natur (Regensburger Studien zur Kunstgeschichte 17) Regensburg: Schnell & Steiner 2012; 400 S.; zahlreiche, farbige Ill., ISBN 978-3-7954-2619-4.

Bei dem hochwertig gestalteten Buch handelt es sich um einen Sammelband zum Werk von Albrecht Altdorfer (1485–1538), der in Regensburg wirkte und als Vertreter der sogenannten Donauschule das Kunstschaffen der Oberpfalz und Niederbayerns, aber auch Ober- und Niederösterreichs beeinflusste. Der Initiator dieses Projektes war Christoph WAGNER (Regensburg), der in seiner Eigenschaft als Hochschullehrer nicht nur profilierte und habilitierte Fachleute, sondern auch Schüler dazu einlud, ihre neuesten Forschungsergebnisse zum Thema Altdorfer zu präsentieren. Diese Methode ist zwar aus pädagogischer Sicht zu begrüßen, im Hinblick auf die Qualität der schlussendlich abgelieferten Beiträge jedoch zu hinterfragen. Von den insgesamt zweiunddreißig Artikeln sind immerhin noch sechzehn seminaristische Schülerarbeiten und professorale Arbeiten, die entweder auf eigenen und schon publizierten Beiträgen basieren, oder überhaupt unverändert wieder abgedruckt wurden. Insofern hält sich das Neue in diesem Band in Grenzen und bei manchem hat man den Eindruck, als ob dem Leser einfach nur aufgewärmtes vorgesetzt wurde.

In der Einführung formulieren die beiden Herausgeber, Christoph WAGNER und Oliver JEHL (Regensburg) ihr Ziel, nämlich den Künstler Albrecht Altdorfer aus dem Schatten Dürers heraustreten zu lassen und Altdorfers Kunst im Kontext seiner Zeit zu verorten. Als historische Quelle und quasi als Gewährsmann wurde Joachim von Sandrart (1606–1688) bemüht, in dessen Künstlerbiografien eben auch Altdorfer Erwähnung findet. Das Bemühen, die Künstler aus dem engen Handwerksbetrieb zu befreien und ebenso eine Kunstgeschichte der Deutschen

Schule zu schreiben, erklärt die mitunter schillernde und lobende Ausdrucksweise als eine Art Argumentation für den freien und modernen Künstler, wie er uns eigentlich erst im Barock dann entgegentreten wird. Von hier jedoch retrospektiv auszugehen und den deutschen Künstlern des sechzehnten Jahrhunderts eben dieselbe Einstellung im nach hinein zu unterstellen, ist jedoch methodisch nicht einwandfrei.

WAGNER spricht ja ziemlich oft von der gelehrten Hand (*docta manus*) und vom theoretisch bzw. akademisch ausgebildeten Künstler (*pictor doctus*), doch diese vielfach in der Kunstwissenschaft gebrauchten Begriffe relativieren bereits Bernhard LÜBBERS und Heinrich WANDERWITZ (Regensburg) im Zusammenhang mit dem weltberühmten Tafelbild der *Alexanderschlacht* in der Alten Pinakothek in München. Hierzu wurde eine im Jahre 1518 edierte Fassung von Quintus Curtius Rufus über die Schlacht zwischen Alexander dem Großen und dem Perserkönig Darius in Regensburg entdeckt, in der es eben um die historiografische Darstellung der Ereignisse in allen Details geht und die sich nachweislich im Besitz des Auftraggebers des Gemäldes, Herzog Willhelm IV. von Bayern-München, befand. Damit konnte belegt werden, dass der berühmte Hofhistoriograf Johannes Aventinus (1477–1534) mittels eines herzoglichen Exemplars des Rufus-Textes nun das Programm für das Gemälde zusammenstellen konnte, das dann der Künstler, Albrecht Altdorfer, ausführte.

Johannes PRATER hat in diesem Zusammenhang sich mit der stilistischen Ausführung des Gemäldes beschäftigt und aufgrund der Malweise darauf hingewiesen, dass es sich bei dem relativ großen Tafelgemälde um eine Art

von monumentaler Miniatur handeln würde und dass das Gemälde auch inhaltlich eine minutiöse Nachahmung des Rufus-Textes ist. Aufgrund des Buchfundes und der genauen Analyse des Gemäldes darf nunmehr bezweifelt werden, dass Altdorfer über seine Zunft- und Handwerksbindung hinausgehend, ein malender Humanist in modernem Sinn gewesen sein könnte, der aus eigenem und mit Kenntnis der sieben freien Künste (*artes liberales*), jedwedes Sujet ad hoc umsetzen konnte. Seine Kunst gehörte noch zu den *artes mechanicae*, also zum handwerklichen Gewerbe, das schon in der Antike eher zweitrangig zu den nachahmenden Künsten zählte und damit einen relativ geringen Stellenwert gegenüber der Dichtung hatte. Dies veränderte sich freilich im Lauf der Renaissance und den sukzessiv gewandelten Anschauungen, doch im Norden kennen wir die Malerfürsten wirklich erst im Barockzeitalter, mit einer Ausnahme: Albrecht Dürer (1471–1528) hatte das Glück, dass hinter ihm eine Reihe von namhaften Humanisten standen, die ihn und seine bildenden Künste lobten und ihn als deutschen Apelles rühmten. Zudem hat er sich ja auch nach italienischem Vorbild später dann als Kunsttheoretiker hervorgetan.

Von Altdorfer hingegen kennen wir das nicht und insofern ist es historisch schlichtweg falsch, wenn WAGNER in seinen Aufsatz über die Kunstfertigkeit des Regensburgers etwa Analogien nicht nur zu Dürer, sondern sogar zu Leonardo da Vinci (1452–1519) herstellt, der bekanntlich als einer der ersten überhaupt in seinem theoretischen Traktat *Paragone* die Überlegenheit der Malerei gegenüber der Dichtkunst und der Musik propagierte, um die bildenden Künste aus dem Dunkel der handwerklichen Arbeit zu führen und sie vom Etikett der nachahmenden, d.h. reproduzierenden Künste zu befreien. Der Rezensent steht auch jenem Ansinnen kritisch gegenüber, in Altdorfers Zeichnungen sei so etwas wie lässige Eleganz (ital. *sprezzatura*) festzustellen, ein Begriff, den Wagner aus dem *Cortegiano* von Baldassare Castiglione (1478–1529) entlehnte und der als das Ideal des höfischen Edelmannes galt.

Ihm geht es offenbar darum, die bei Altdorfer auftretenden stilistischen Schwächen einerseits mit geschönten Rahmenbedingungen und andererseits mit einem ihm

unterstellten, bewusst einfacheren Kunstwillen, zu adeln. Des Weiteren meint er anhand der erhaltenen Kunstwerke feststellen zu können, dass Altdorfer mühelos und auch zeitlich parallel zwischen der *maniera alla tedesca* und *all' antica* wechseln und nach modernem italienischem Vorbild eine gewisse körperliche Erotik in Nordeuropa salonfähig machen konnte. Wenn dem so wäre, dann müsste man sich konsequenter Weise jedoch fragen, warum denn in den Frühwerken all das noch nicht vorhanden ist und warum gerade das Spätwerk ziemlich eindeutig zum Italianismus tendiert. Bei diesen Werken betont WAGNER die auffällige Darstellung lasziver Sexualität, die unter voyeuristischen Vorzeichen damals schon positiv besetzt gewesen sei. Dies entbehrt jedoch jeder historischen Grundlage, da man als logische Konsequenz Altdorfer dann als Epikureer bezeichnen müsste, der in der Lustbefriedigung das höchste Gut gesehen hätte. Bei dieser unhistorischen Sichtweise hat der Autor jedoch die Bedeutung gerade der antiken Moralphilosophie für die Renaissance unterschätzt, in der das höchste Gut des Menschen allein die Tugend darstellte.

Als positiver Kontrast dazu steht der schon 1991 publizierte, aber immer noch aktuelle Artikel von Karl MÖSENER (Erlangen-Nürnberg), der sich mit der interessanten Frage beschäftigte, in wie weit die unterschiedlichen stilistischen Gestaltungsmittel in den Gemälden mit den ikonografischen Vorgaben zusammenhängen. Diesem lesenwerten und zutiefst kunsthistorischen Beitrag schließt sich inhaltlich ein Artikel von Daniel HESS und Oliver MACK (Nürnberg) an, indem sowohl technische Ausführungsmodalitäten, als auch ikonologische Probleme aufgegriffen werden. Auch die neuen Erkenntnisse zum Werkprozess einzelner Gemälde bilden genauso eine Bereicherung wie die Einsicht, dass die Gemälde, die nach dem Sebastiansaltar in Sankt Florian 1518 entstanden sind, an innerem Pathos verlieren. Dies ist auf die stete Zunahme protestantischen Gedankengutes zurückzuführen, das im Zusammenhang mit den religiösen Anschauungen – gegenüber dem hierarchischen Katholizismus – zunehmend das Menschliche in den tradierten Geschichten betonte. Ausdrücklich hinweisen möchte der Rezensent noch auf jene drei Artikel, die sich mit Kunsttechnologie befassen und uns nunmehr tiefere Einblicke

in die verwendeten Malmaterialien und in die Struktur der Gemälde geben. Es konnte unter anderem aufgezeigt werden, dass die leider nur mehr als Fragmente erhaltenen Wandmalereien aus dem Kaiserbad in Regensburg nicht in Fresco-, sondern in Secco-Malerei ausgeführt wurden. Der Hinweis von WAGNER, es wäre aufgrund der fehlenden Wasserschäden gar nicht so sicher, ob es sich bei dem Kaiserbad wirklich um eine Badestube gehandelt habe, ist aus der Sicht des Rezensenten nicht zu teilen, da die erhaltenen Fragmente fast durchwegs aus der oberen Wandhälfte stammen. Im Übrigen muss man sich dieses Bad ähnlich wie die historische Badestube in Schloss Greifenstein in Niederösterreich vorstellen, die weder groß noch sonderlich durchfeuchtet ist.

Breite Aufmerksamkeit wurde dem Judenpogrom in Regensburg von 1519 geschenkt, ganz im Gegensatz zur Furtmayr-Ausstellung 2010, die dies großzügig übergang und daher von der regionalen Presse angegriffen wurde.⁴ Die Gegenreaktion darauf kann man jetzt in diesem Sammelband nachlesen, der insgesamt jedoch nun in die andere Richtung hin zu groben Übertreibungen und zu eklatanten Gesichtsverzerrungen kommt. Andreas ANGERSTORFER (Regensburg) kommt darin zum Schluss, dass Altdorfer als traditioneller Marienverehrer latent antisemitisch orientiert gewesen wäre und auch in seiner Funktion als Mitglied des Rates Verantwortung für die Vertreibung der Juden gehabt hätte: „Der Künstler und Stadtrat Albrecht Altdorfer lebte religiös und politisch im Einklang mit der frommen und antijüdischen Massenbewegung seiner Zeit.“ Das ist zwar nicht grundlegend falsch, aber hinsichtlich der sozialen Umstände dann doch zu plakativ formuliert. Der Rezensent versteht zudem den Hinweis nicht, Martin Luther hätte aufgrund seiner Kritik an der dem Pogrom nachfolgenden Marienwallfahrt, Altdorfer gefährlich werden können. Das, was wir von Luther kennen, ist nicht eine spontane Reaktion auf den religiösen Fanatismus im damaligen Regensburg und auch keine Kritik an Altdorfer, sondern er wurde von den verantwortlichen Persönlichkeiten sogar ausdrücklich um eine Expertise dazu gebeten. Alt-

dorfer aus den wenigen Archivalien, die sich in diesem Zusammenhang erhalten haben, einen Strick zu drehen, könnte man als populistische Maßnahme bezeichnen.

Dem folgt der Beitrag von Thomas NOLL (Göttingen/Bonn), der sich mit den beiden Synagogenradierungen von Albrecht Altdorfer – die in diesem historischen Zusammenhang entstanden sind – und mit den Wahrnehmungen der damaligen jüdischen Lebenswelt beschäftigte. Durch fehlende Recherche denunzierte er den Hebraist Doktor Christoph Hofmann, einen Benediktiner vom Kloster Sankt Emmeram mit dem Humanistennamen Ostrofrancus, als „judenfeindlichen Mönch“, der die Stimmung aufgeheizt habe. Mönch sein ist damals wie heute per se nichts Böses und bekanntlich haben sehr viele gelehrte Mönche Wesentliches zur humanistischen Bewegung beigetragen. Es scheint wie eine Ironie der Geschichte, dass sowohl Martin Luther (1483–1546), als auch Johann Staupitz (1465–1524), die soviel für die Reform der Kirche getan haben, Mönche waren. Zudem meint NOLL, das Haus Österreich habe hier ebenso seine Verantwortung gehabt, da die Juden durch höheres Steueraufkommen letztlich für die Finanzierung der Habsburger beigetragen hätten. Dies ist jedoch eine völlige Fehlinterpretation. Die Judensteuern in der Reichsstadt Regensburg kamen dem römisch-deutschen Reich an sich, nicht jedoch der regierenden Dynastie, dem Haus Habsburg, zugute. Zudem hat Maximilian I. wiederholt die Verantwortlichen in Regensburg dazu angehalten, die Judengemeinde in Frieden zu lassen und sie auch mehrmals gerügt, da sie unwillig waren, seinen Anweisungen auch wirklich nachzukommen.

Offenbar war NOLL der Inhalt des historischen Traktats von Ostrofrancus nicht bekannt, denn sonst hätte er sehen können, dass in dieser Schrift die Geschichte der Judengemeinde von ihren Anfängen bis zum Ende 1519 chronologisch erzählt wird und zwar nicht als Hetz- oder Rechtfertigungsschrift, sondern in der antiken Form der Historiografie. Dem Autor ist offenbar aufgrund von Unkenntnis der Sachlage weiters der Lapsus unterlaufen, Ostrofrancus mit Doktor Baltha-

⁴ Christoph WAGNER – Klemens UNGER (Hg.), Furtmeyr. Meisterwerke der Buchmalerei und die Regensburger Kunst in Spätgotik und Renaissance, Regensburg 2010.

sar Hubmaier (1485–1528) verwechselt zu haben, der damals Domprediger war und tatsächlich das Pogrom in Regensburg verursacht hat. Nach einer reichlich langatmigen Aufstellung des bisherigen Kenntnisstandes und zum Teil abwegigen Interpretationen über das Zustandekommen bzw. die Bedeutung der Radierungen, kommt der Autor dann zu dem fragwürdigen Schluss, die beiden Grafiken seien als Souvenir (!) für die vertriebenen Juden gedacht gewesen. Gelinde gesagt, es ist ziemlich unwahrscheinlich – mit Blick auf die Umstände – dass die Juden vor ihrem Weggang aus Regensburg, bei dem sie übrigens die gewährten Kredite völlig abschreiben mussten und nur das, was sie eben tragen konnten, mitnehmen durften, sich eine Art Postkarte vom schönen Regensburg eingesteckt hätten.

Ein ähnlich oberflächlicher Artikel widmete sich dem Triumphzug von Albrecht Altdorfer, ein enormer Bilderfries aus Pergament, der sowohl die politische Biografie des Kaisers als auch das Hofleben illustriert. Im viel zu kurz gefassten Artikel wurde die Zuschreibungsfrage bloß summarisch wiedergegeben und die für die Bewertung essentielle Meister-Mitarbeiter-Frage fast gänzlich ausgeblendet. Einen völlig unselbständigen und nahezu epigonalen Charakter wies dieser Essay von Eva MICHEL zum Thema Triumphzug auf, ganz ähnlich, wie er dann in der Maximilianausstellung in der Albertina 2012/13 wiederkehren sollte. Nach minuziösen Angaben zu vermuteter Genese und der Provenienz des riesenhaften Bilderzyklus wurde der Datierungsansatz von Franz WINZINGER – den übrigens auch Fritz KORENY favorisiert – einbetoniert, wonach das riesige Auftragswerk zwischen 1512 und 1515 entstanden sei. Als Hinweis für den Abschluss der Arbeiten wurde wiederholt der 1515 in Wien stattgefundenen Fürstentag angenommen, da dieses Ereignis nicht zur Darstellung kam. Als Gegenargumente wären hier die aus der damaligen Sicht noch völlig offene Erbfolge sowie die nur peripher mit dem Reich zusammenhängenden Staaten zu erwähnen. Wir beurteilen das Ereignis ja immer nur aus unserer heutigen Sicht mit dem Wissen, wie bedeutend späterhin diese neu hinzugewonnenen Länder für die Dynastie Habsburg wurden, dies hat sich jedoch aus der damaligen Sicht noch ganz anders dargestellt.

Des Weiteren wird nun entgegen der

Meinung von WINZINGER, die Händescheidung der ausführenden Künstler interessanter Weise nun nicht mehr blattweise, sondern in maltechnischer Hinsicht vorgenommen. Durch zwei differierende Tinten, nämlich Ruß- und Eisengallustinten, wären auch zwei getrennt voneinander tätige Ateliers dafür verantwortlich gewesen. Die von Albrecht Altdorfer und eine nicht näher benannte, hätten den Triumphzug ausgeführt. Eine stilistische Weiterentwicklung Albrecht Altdorfers zwischen 1512 und 1515 wird negiert, zugunsten einer merkwürdigen Parallelität mehrerer Stil- bzw. Ausführungsstufen. Der Rezensent fragt sich, wenn Altdorfer in seinem künstlerischen Tun immer auf demselben Standpunkt stehen geblieben wäre, wie ließe sich dann der stilistische Unterschied zwischen seinem Früh- und Spätwerk erklären. Auch die von den Forschern unisono erkannte Wendung von eher mit Pathos beladenen Kunstwerken hin zu denen, in welchen mehr menschliche Ruhe zu spüren ist, wäre somit keine Entwicklung, sondern einfach dagewesen. Da jedoch die Formen bzw. der Stil tatsächlich dem Wandel der Zeit unterliegen, muss es daher eine chronologischen Ablauf oder zumindest eine andere Gesetzmäßigkeit geben, die die Stildifferenzen im Werk Albrecht Altdorfers erklären könnte.

Magdalena BUSHART hat zum Altdorfer-Kompendium zwei Beiträge geliefert, die eine Fortführung ihrer Arbeiten gleichen Themas sind. Hat sie noch in ihrer Habilitation 2004 behauptet, das späte und als Allegorie der Mäßigung bekannte Bild in Berlin sei in Wahrheit ein verstecktes Planetenbild (!), demgegenüber hat sie nunmehr ihre ikonologische Interpretation dahingehend korrigiert, dass es sich bei dem Gemälde um eine versteckte Darstellung der sieben Todsünden (!) handeln würde. Man könnte sich für eine Universitätsprofessorin allenfalls noch eine Verfeinerung ihres ersten Ansatzes vor acht Jahren irgendwie vorstellen, dass jetzt aber eine diametral entgegen gesetzte Sichtweise präsentiert wird, zeugt doch von der Beliebigkeit derartig assoziativer Sichtweisen, die mit den realen Rezeptionsbedingungen offensichtlich nichts mehr zu tun haben. Zudem wird mit Worterfindungen wie „Inspirationsästhetik“ herumhantiert, um damit ein frei interpretierbares Gemälde zu definieren, womit ein Kunstwerk gemeint ist, das absichtlich esoterisch daherkommt, um dem

Betrachter freien Raum für seine Gedanken zu lassen. Mir ist jedenfalls nicht bekannt, dass die Maler der Renaissance ihre Bilder ohne irgendeinen bestimmten Zweck angefertigt hätten. Das gibt es erst im zwanzigsten Jahrhundert und auch nur relativ selten!

Auch über das schon erwähnte Kaiserbad in Regensburg gibt es nun eine zweite Version, die deswegen aber nicht mehr überzeugt als ihre erste. Nochmals fragt sie sich – mit dem Hinweis auf Fresken in der Südtiroler Bug Runkelstein – ob die erhaltenen Malereien überhaupt für ein Bad entstanden seien. Mit Blick auf die Thematik der Fresken – es handelt sich hier um eine Keuschheits- und Mäßigungsallegorie – kann man sich aber keinen anderen Ort dafür vorstellen, zumal es sich beim Auftraggeber um niemand geringeren als den Bischof von Regensburg handelt. Schlussendlich erkennt auch sie – zum Unterschied ihrer Habilitation – nun die moralischen Züge der Wandmalerei, aber leider zu sehr unter religiösem Vorzeichen, da sie als Quintessenz ihrer Überlegungen nun das Johannesevangelium zitiert: „Alles was auf der Welt vorhanden ist, ist Begehrlichkeit des Fleisches, oder Begehrlichkeit der Augen oder Übermut des Lebens.“

Maler derartiger Gemälde haben im Zeitalter der Renaissance die Gepflogenheiten oder Verhaltensweisen entweder mit Hilfe von Beispielen beschrieben, wie es etwa das interessante Tafelbild *Lot und seine Töchter* in Wien beweist, oder den Bildern wurden moralische bzw. moralisierende Züge verliehen, was man an den Kaiserbadbildern sehr deutlich ablesen kann. Gerade die philosophischen oder moralischen Abhandlungen der Humanisten zeigen den Geschmack und die Gesinnung jener Zeit sehr authentisch, weshalb davon auszugehen ist, dass der oberste Hirte der Diözese Regensburg die Kenntnisse aus der *studia humanitatis* besaß. Oftmals handelt es sich bei den Bildern – auch bei denen von Altdorfer – um pädagogische Programme, die bis zur Unlesbarkeit zu verschlüsseln, gar keinen Sinn ergäbe, vorausgesetzt, man will die lehrhaften Inhalte gezielt vermitteln! Natürlich gab es hier im Norden entgegen den meisten italienischen durchwegs nur fromme Humanisten, doch bei einem Kunstwerk wie dem Kaiserbad, das sich sehr deutlich am antiquarischen Stil orientiert und für profane Zwecke entstanden

ist, sind theologische Konnotationen irrelevant und in Anbetracht der humanistischen Forderung nach der Übereinstimmung von Stil und Inhalt, wären diese darüber hinaus nicht adäquat.

Der Dürer-Experte Thomas SCHAUERTE (Nürnberg) beschäftigte sich im Wesentlichen mit der Werkgenese der Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I., die von einer Reihe namhafter Künstler, unter anderem aber auch von Albrecht Dürer, stammen. Von einem Dürer-Besessenen nicht anders zu erwarten, hob er hier die Leistung Albrecht Dürers gegenüber den anderen beteiligten Künstlern hervor, wobei die Zeichnungen von Jörg Breu dem Älteren (1480–1537) ganz negativ beurteilt werden, während Albrecht Altdorfer noch mit einem blauen Auge davonkommt, da SCHAUERTE hier mildernde Umstände wegen des Zeitdruckes bei der Ausführung der Zeichnungen geltend machte. Diesen Zeitdruck in der Fertigstellung sieht er im Jahre 1515 begründet, in dem der Wiener Fürstentag und die Habsburgisch-Jagiellonische Doppelhochzeit stattfand. Er mutmaßt weiters, dass Maximilian I. den hier versammelten Fürsten und Diplomaten das Gebetbuch präsentieren wollte und daraus dann die Eile in der Ausführung entstand. Weiter oben hat der Rezensent schon die dynastische Bedeutung der Hochzeit im Zusammenhang mit dem Triumphzug erläutert und darauf hingewiesen, dass damit nicht im geringsten die Interessen des römisch-deutschen Reiches berührt wurden. Da das Gebetbuch zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht fertig war – was übrigens auch für den druckgrafischen Ehrenbogen zutrifft – erscheint es aus vergleichbaren dynastischen Zusammenkünften folgernd, sehr unwahrscheinlich, dass Maximilian bei seinen Gästen ausgerechnet mit Probedrucken glänzen wollte. Abgesehen von Hoffesten haben Glasfenster, Tapisserien, Prunkerker, Altarstiftungen, Grabmäler u.ä. damals beeindruckt.

Wenn man sich den Ablauf und die Berichte dieses diplomatischen Kongresses genauer ansieht, dann ergaben sich hier – etwa nach den Aufzeichnungen von Johannes Cuspinian (1473–1529), der immerhin der Chefverhandler war – für Maximilian zwischen prunkvoller Politik und prächtigen Messfeiern jedoch wenig Gelegenheiten, einzelne und noch dazu rudimentäre Artefakte

seines Mäzenatentums zu vermarkten. Schließlich wurde das Projekt im Laufe des Jahres 1515 gänzlich gestoppt, wobei der Grund dafür bis heute Rätsel aufgibt. Das Ende der Arbeiten hängt aber mit der Initiative für eine Kalenderreform von Papst Leo X. in den Jahren 1514/15 zusammen, der den Kaiser und seine Humanisten ausdrücklich um Gutachten in dieser Sache bat. Doktor Andreas Stöberl (1464–1515), gen. Stiborius und Doktor Georg Tannstetter (1482–1535), gen. Collimitius aus dem humanistischen Umfeld des Kaisers lieferten ebenso einen Kalenderreformvorschlag wie eine ganze Reihe anderer deutscher Humanisten.⁵ Auch wenn es bis 1582 dauern sollte, bis der noch heute im Gebrauch stehende sogenannte Gregorianische Kalender approbiert war, machte es für die Humanisten und insbesondere für den künstlerischen Oberleiter Doktor Konrad Peutinger (1465–1547) damals wohl keinen Sinn, ein Gebetbuch mit einem schon beim Druck bereits veralterten Kalender herauszugeben. Leider hat SCHAUERTE die Arbeiten am Gebetbuch letztlich als Scheitern deklariert und damit in den allgemeinen Jammerkanon der deutschen Forschung eingestimmt, die die Projektartigkeit bzw. Skizzenhaftigkeit der maximilianischen Werke seit jeher bedauert hat.

Zwei Artikel beschäftigten sich mit grundlegenden Interpretationsfragen, einmal Oliver JEHLE und das andere Mal Thomas NOLL, die jedoch zu keinen neuen Ergebnissen gelangen. Nach langweiligen Bildbeschreibungen kommen sie zur Einsicht, dass Altdorfer die Erzählstruktur quasi verdichtet habe, um die Quintessenz der intendierten Inhalte konziser und umfangreicher darzustellen. Dies versucht man am Trabolt-Epitaph in Regensburg sowie am kleinen Kalvarienberg in Berlin zu zeigen. Da beide Autoren jedoch von ihrem modernen und nüchternen Standpunkt aus argumentieren, meinen sie, dass – überspitzt gesagt – das, was in der Bibel und im Neuen Testament steht, einem chronologischen Tatsachenbericht gleichkäme. Daher ergibt sich für sie das Problem, wie man denn etwa ein Epitaph erklären könne, auf dem Johannes der Evangelist und Johannes der Täufer dargestellt sind, die sich nach ihrem Dafürhalten

jedoch nie real begegnet sind, oder – auf den kleinen Kalvarienberg bezogen – wie es denn möglich ist, dass die Nebenfiguren der Kreuzigung nicht exakt der traditionellen Typologie folgen und mutmaßlich die Beweinung bzw. die Grablegung vorwegnehmen. Hier werden neue Vokabeln wie „Raumkonzentration“, „Zeitverdichtung“, „pikturale Verwirklichung“, „Synthese des Geschehens“, „eigengesetzliche bildkünstlerische Erzählstruktur“ u. ä. mehr aufgeboden, um etwas zu beschreiben, was eigentlich klar sein müsste: Alte Meister Gemälde darf man nicht nur situativ sehen, sondern alles, was auf dem Bild dargestellt ist – ob nun eine Verknüpfung von unterschiedlichen Zeitstufen oder eine Disharmonie von Zeit und Ort –, nichts weniger als die Summe der göttlichen Eigenschaften bedeutet. Der Begriff Zeit hatte damals jedenfalls noch nicht die essentielle Bedeutung wie heute, womit sich chronologische Abläufe stark relativieren. Die Evangelisten haben mit ihrem Neuen Testament ja auch keinen timetable des Evangeliums erstellen wollen! Daher sind die Bilder nicht vorrangig erzählerisch in klassischem Sinne, also sukzessiv von Szene zu Szene zu lesen, vielmehr werden verschiedene Momente etwa eines Heilsgeschehens zu dessen Charakterisierung zusammengefasst, womit nicht die bildliche Situation an sich, stattdessen die Eigenschaften verdeutlicht werden. Ein Novum der Renaissance ist es ja, dass die starren bildlichen Traditionen überwunden werden, um zu einer Vermenschlichung des Heilsgeschehens zu gelangen, was dann vom aufkommenden Protestantismus immer mehr propagiert wird und auch im katholischen Barock seine Fortführung finden wird.

Zum Thema Donauschule bzw. Donaustil haben sich Margit STADLOBER (Graz) und Sabine HEISER (Darmstadt) geäußert. Letztere wendet sich erneut gegen den Begriff der Donauschule und regionalisiert ihn, indem sie wirklich nur die Gebiete nördlich und südlich der Donau und zwar in Bayern und Österreich als einheitliche Kunstlandschaft begreift. Zudem stellt sie Lukas Cranach den Älteren (1472–1553), der sich kurz nach 1500 in Wien aufhielt, als Ahnherren und Initiator der neuen Stilrichtung infrage,

⁵ Andreas STIBORIUS – Georgius COLLIMITIUS, *De Romani Calendarii correctione Consilium*, Wien o. J. (1515). Vgl. auch: Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 10.358, fol. 113r–120v.

wohingegen sie eher in Albrecht Dürer den *pater spiritualis* erblickt. Der Donaustil habe sich aus der Wiener Tafelmalerei des fünfzehnten Jahrhunderts heraus selbständig und ohne fremde Einwirkungen entwickelt, wobei Cranach eben nur eine kurze Episode darstellen würde. In Zitierung von Herbert SCHINDLER, der diese Fragestellung radikal überdachte, wird selbst das Wiener Frühwerk in Frage gestellt und eine Cranach-Zeichnung mit dem heiligen Johannes Baptista – als Fehler des Lektorats von JEHLÉ (?) – mit Altdorfer bezeichnet. STADLOBER führt demgegenüber ihre Forschungen zum Thema Wald aus ihrem 2006 erschienenen Buch fort, in dem sie von den sympathischen Landschaften sprach, also von Landschaften in den Hintergründen der Gemälde, die in ihrer Ausformung dialogisch und stilistisch Bezug nehmen würden auf die figürliche Hauptzene im Bild. Schon damals lenkte sie den Blick auch auf konkrete Baumgattungen und versuchte sich als Biologin, indem sie die gemalten Bäume mit ihren botanischen Namen identifizierte. Jetzt führt sie das weiter und versucht in verschiedenen Zeichnungen und Gemälden Topografien aus den Ostalpen ausfindig zu machen. Also mit Kunstgeschichte hat all das nur noch am Rande etwas zu tun. Konkret möchte der Rezensent auf die berühmte Zeichnung im Kupferstichkabinett der Akademie der bildenden Künste in Wien hinweisen, die schon Otto BENESCH als Salzachtal beim Pass Luegg identifizierte, die nun als Donautal bei Sarmingstein betitelt wurde, was aber nur dann gelingen würde, wenn in der Zeichnung kein Bergmassiv zu sehen wäre.

Christopher S. WOOD (Yale) hat in seinem Beitrag verschiedene Zeichnungen von Altdorfer analysiert und glaubt in manchen mythologischen und alttestamentlichen Darstellungen einen spöttisch-heldenhaften Unterton entdeckt zu haben. Von hier spannt sich sein Argumentationsfaden gerade im Hinblick auf die üppige Kostümierung und komischen, slapstick-artigen Bewegungen der Figuren, zur bewusst eingesetzten Ironie und zur Burleske. Weiters meint er in der Kunst Altdorfers den Hang zur Parodie und zur Satire erkennen zu können. Der Rezensent fühlt sich an einen Vortrag von WOOD im Kunsthistorischen Museum Wien erinnert, der im Rahmen der Ausstellung Fantastische Welten am 10. Juni 2015 gehalten wurde

(Alte Meister im Gespräch) und in dem sich der Vortragende offenbar an dem Katalogtext anlehnte und ihn sogar fortführte, indem er auf das Thema der Travestie im Werke Albrecht Altdorfers hinwies. Er meint, Altdorfer habe aufgrund seines Talents einen erhöhten Betrachterstandpunkt einnehmen können, der ihn dazu befähigte, mit gewissem Augenzwinkern auf die alten moralischen Geschichten herunterzublicken. Zudem wurde das in den alten Geschichten immer wieder vorherrschende Ritual der Prüfung, denen sich die handelnden Personen unterziehen müssen, um zum Guten zu gelangen, geradezu ins Gegenteil verkehrt und sich darüber lustig gemacht habe. Doch noch bei Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts muss beispielsweise in der Zauberflöte das ideale Paar Tamino und Pamina die Feuer- und Wasserprobe bestehen, ehe sie für würdig erachtet werden, das Heiligtum von Sarastro zu betreten, um schließlich zu den Eingeweihten gezählt werden zu können. Der Rezensent kann sich hinsichtlich der soziologischen Vorbedingungen daher nicht so recht vorstellen, Altdorfer hätte sich über die bestehenden Usancen im bildkünstlerischen Betrieb jener Zeit einfach hinwegsetzen können.

Nils BÜTTNER (Stuttgart) schließlich beschäftigte sich mit Altdorfers Bedeutung als Kabinettmaler. Sehr eindringlich beschreibt er das Talent Altdorfers, der kleine Tafelgemälde oder Pergamentbilder mit Landschaften oder religiösen Geschichten in allerfeinster Miniaturmalerei ausführen konnte und erzählt von seinen Hell-Dunkelzeichnungen, die aufgrund der energetischen Linienführung und ihrer Thematik von vornherein für ein Sammlerpublikum interessant waren. Aus der Tatsache, dass in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts im deutschen Sprachraum einige große Kunstsammlungen auftreten, zieht er den Schluss, Altdorfer habe von Anfang an für den damaligen Kunstmarkt gearbeitet. Den gab es damals aber – so wie wir das heute verstehen – noch nicht und erst nach der Etablierung des modernen Verlagswesens, bei dem die Künstler den Druckern nur mehr ihre Vorlagen beisteuerten und nicht mehr selbst gravierten, kommt so etwas wie Sammel Leidenschaft in modernem Sinne und ohne eigentliche Zweckbindung auf. Die vielen

Wiederholungen, Kopien und Nachahmungen von Altdorfers Zeichnungen könnten ein Beleg dafür sein, aber auch nicht. Sammlungen, die es in der Zeit von Altdorfer gegeben hat, dienen hauptsächlich zur ikonografischen und stilistischen Orientierung von Künstlern oder Humanisten, waren also eine Art von Fundus an Vorlagenblättern. Viele Fachleute haben schon des Öfteren festgestellt, dass bei den Kopien die Datierungen mit der Ausführung der Originale zwar identisch, im Gegenzug die Handzeichnungen selber aber später entstanden sind. Damit würden sich die vielen Blätter gleichen Sujets in unterschiedlicher Qualität erklären und die Vermutung, dass es sich durchwegs nicht um kreative, sondern nur um nachahmende Künstler handelt, eine Bestätigung finden. Aber erst die Zeit der sogenannten Dürerrenaissance im späten sechzehnten und frühen siebzehnten Jahrhundert machte größere Käuferschichten auf die Meisterzeichnungen der Dürer-Ära und damit auch auf Albrecht Altdorfer aufmerksam.

Zusammenfassend kommt man zum Schluss, dass das Altdorfer-Projekt in Regensburg zwar sehr ambitioniert gedacht, jedoch mitunter sehr bescheiden ausgeführt wurde. Abgesehen von einzelnen, wirklich guten Artikeln, werden sonst nur sehr schwache Arbeiten geboten, die in einem merkwürdigen Stil an sich bekannte Standpunkte mit reichlich neuen Wortschöpfungen und Fremdwörtern wiederholen. Darüber hinaus werden dem Leser Dinge erklärt, die man getrost voraussetzen kann. Niemandem, der sich mit Geschichte oder Kunstgeschichte beschäftigt, muss erneut erklärt werden, was Epitaphien oder Andachtsbilder eigentlich sind und wofür diese verwendet wurden. Den Forschungsstand oder die Diskussion darüber herunterzubeten macht primär zwar Sinn,

das erübrigt sich aber, wenn die Autoren dann nicht wesentlich Neues oder Alternatives anbieten können. Die Bibliografie zu Albrecht Altdorfer am Schluss ist sehr nützlich, wiewohl nicht ganz vollständig. Das Lektorat war leider allzu unachtsam, weshalb es zu Unstimmigkeiten insbesondere bei den Worttrennungen kam und bei einigen Texten fehlten zum Teil sogar einige Anmerkungen. Ärgerlich war etwa die Bildbezeichnung der Abbildung 305, die von der Autorin noch als ein eigenhändiges Werk Lukas Cranachs akzeptiert, bei der Beschriftung jedoch fälschlicherweise (?) als ein Werk Albrecht Altdorfers bezeichnet wurde. Merkwürdig ist auch die Art mancher Autoren, Albrecht Altdorfer und seine Zeit als eine *res nullius* darzustellen, um die eigenen Erkenntnisse zu adeln. Die Solidität und der wissenschaftliche Ernst in der Argumentation sind nicht immer gegeben und oft kommt es zu Fehleinschätzungen der damaligen Zeit- und Produktionsumstände aufgrund von unhistorischen Über- oder Unterbelichtungen. Fallweise werden moderne Interpretationen den alten Werken gleichsam aufkotroyiert und Grundvoraussetzungen in der Rezeptionsgeschichte zu Problemen stilisiert. Demgegenüber sind die kunsttechnologischen Studien jedoch sehr zu empfehlen, für den Kunsthistoriker, der sich für Stilgeschichte interessiert, namentlich die Ausführungen von Martin SCHAWÉ (München) bezüglich der Unterzeichnungen zur *Alexanderschlacht* und zur *Susanna und die beiden Alten* in der Alten Pinakothek. Der kunstgeschichtlich bedeutendste Artikel ist jener von LÜBBERS und WANDERWITZ im Zusammenhang mit der *Alexanderschlacht*, der ein neues Licht auf das soziologische Umfeld von Albrecht Altdorfer wirft und die Forschung befruchten wird.

Mathias F. Müller

Andreas Schwohnke, Kaiser Karl V. in der Oberpfalz. Sein Treffen in Tirschenreuth mit König Ferdinand und Moritz von Sachsen vor der Schlacht bei Mühlberg (Regionalgruppe Otmant des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg. Quellen und Erörterungen 7) Pressath: Verlag Eckhard Bodner 2014; 148 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-939247-51-7.

In der Gestalt Karls V. (1500–1558) bündeln sich die verschiedensten Entwicklungen der beginnenden Neuzeit wie in einem Brennglas; schon seine burgundische Herkunft verweist auf die säkulare Gegnerschaft Frank-

reichs zu den Habsburgern, die durch seine Politik weiter verfestigt werden sollte. Seit 1516 trug Karl die Kronen von Kastilien und Aragon, in seinem Namen zerstörten Hernán Cortés und Francisco Pizarro das Azteken-

bzw. das Inkareich, während am anderen Ende der Welt spanische Expeditionen die nach Karls ältestem Sohn benannten Philippinen erreichten. Nach einer Propagandakampagne und vor allem dank der immensen Finanzkraft der Fugger 1519 zum Kaiser gewählt, war Karl in seinem Amt mit der Reformation samt ihren theologischen wie politischen Folgen konfrontiert und musste darüber hinaus gemeinsam mit seinem Bruder Ferdinand die Verteidigung der habsburgischen Erblände und des Reiches gegen die Osmanen organisieren.

Die vielfältigen Maßnahmen und Strategien, mit denen Karl auf diese disparaten Herausforderungen zu reagieren suchte, boten in der modernen Geschichtswissenschaft Anlass zu unterschiedlichsten Deutungen seiner Persönlichkeit und seiner Politikkonzepte.¹

An diesen großen Linien ist das vorliegende Buch ausdrücklich nicht interessiert: Mehrfach betont Andreas Schwohnke die vorzüglich lokal- und regionalgeschichtliche Stoßrichtung seiner Studie, nur in zweiter Linie soll die Untersuchung Teilbeiträge zur Klärung übergeordneter Fragestellungen bereitstellen (vgl. S. 8 u. 58). Entsprechend konsequent isoliert der Autor in seinem Text Karl V. von allen globalen oder wenigstens europäischen Verstrickungen. Einzig die reichspolitischen Folgen der *causa Lutheri* werden vom Wormser Edikt bis zum Beginn des Schmalkaldischen Krieges einleitend dargestellt – schließlich ist Karl Anfang April 1547 von Nürnberg kommend über Tirschenreuth nach Eger unterwegs, um die leidige Religionsfrage mit militärischen Mitteln einer Lösung zuzuführen.

Bevor der Autor sich dem zentralen Anliegen seines Buches zuwendet, nämlich der minutiösen „Rekonstruktion“ (S. 58) des kaiserlichen Durchzugs durch die Oberpfalz, unterbricht er seine bisher weitgehend chronologisch gegliederte Darstellung, um in zwei systematischen Kapiteln den Forschungsstand und einschlägige Quellen vorzustellen. Dabei tritt das lokalgeschichtliche Erkenntnisinteresse Schwohnkes klar zutage. So wird die in beeindruckender Menge beigebrachte Literatur systematisch hinsichtlich der Frage ausgewertet, ob der Aufenthalt Karls in

Tirschenreuth von 2. bis 5. April und sein dortiges kurzes Zusammentreffen mit König Ferdinand und Moritz von Sachsen korrekt dargestellt sind. Die Quellen, aus denen der Autor anschließend in extenso zitiert – man ist fast geneigt, eine Montagetechnik zu attestieren –, werden unter der nämlichen Zielsetzung zum Sprechen gebracht: Schwohnke bietet seinen Lesern sozusagen eine Klimax, als Schluss- und Höhepunkt der Darstellung kommt er zu den zeitgenössischen Texten, die Datum und Örtlichkeit des Treffens überliefern (vgl. S. 82). Bei diesen Informationen muss man es leider bewenden lassen: Intensität oder gar Inhalt der Beratungen zwischen Kaiser, König und Fürst in Tirschenreuth haben in den analysierten Quellen keinen Niederschlag gefunden. Schwohnke selbst ist unentschlossen, ob nur „eine flüchtige Begegnung“ (S. 87), wie er im Fortgang der Quellenanalyse einmal konstatiert, oder doch ein „längeres Gespräch“ (S. 98), wie er in seinem Fazit bilanziert, stattgefunden habe. Sinnvoll ergänzt wird die Darstellung des Weges Karls durch die Oberpfalz durch die Beigabe von Edition und Übersetzung zehn zentraler Briefe, geschrieben u. a. vom Kaiser selbst und Ferdinand in Weiden und Tirschenreuth.

Auf den ersten Blick wie ein Fremdkörper im Buch wirkt ein Exkurs, in dem ein sich sechs Jahre vor dem Durchzug Karls durch die Oberpfalz ereignendes Unglück thematisiert wird: Bei der Anreise zum Regensburger Religionsgespräch von 1541 war der Reisewagen Philipp Melancthons (1497–1560) umgestürzt, der Reformator hatte sich an seiner rechten (Schreib-)Hand erheblich verletzt. Den folgenden, nur teilweise erfolgreichen Genesungsprozess macht Schwohnke durch eine Zusammenstellung einschlägiger Briefstellen für den Leser fassbar.

Wieder ist es das lokalgeschichtliche Erkenntnisinteresse des Autors, das auf einer formalen Ebene den logischen Zusammenhang mit den vorangehenden Ausführungen zu Karl V. herstellt: Der Verkehrsunfall ereignete sich auf der Strecke zwischen Waldsassen und Tirschenreuth, im letztgenannten Ort müsse – so vermutet Schwohnke – die Erstversorgung der Verletzung stattgefunden haben (vgl. S. 101).

¹ Siehe anstelle vieler Einzelbelege den knappen Überblick bei Albrecht P. LUTTENBERGER, Karl V. – zwei neue Monographien, in: Historisches Jahrbuch 121 (2001) S. 421–450.

Wie zuvor schon in den Ausführungen zu Karl V. werden hier auf einer mikrogeschichtlichen Ebene die alltäglichen Beschwerneisse frühneuzeitlichen Reisens beispielhaft deutlich.

Die vorliegende Untersuchung bietet eine präzise und quellengesättigte Darstellung der Reise Karls V. von Ende März bis Mitte April 1547 von Nürnberg über Tirschenreuth nach Eger sowie einen Exkurs zu einem Unfall Melanchthons auf der Reise zu den Religionsgesprächen nach Regensburg. Während

die großen Themen der europäischen und der Reichspolitik weitgehend ausgeklammert bleiben – aufgrund von Fragestellung und Quellensituation wohl auch ausgeklammert bleiben müssen –, gelingen Andreas Schwohnke jenseits seiner lokalgeschichtlichen Interessen zusätzlich mikrohistorisch interessante Einblicke. In beiderlei Hinsicht bietet die Arbeit eine lesenswerte und sinnvolle Ergänzung zur existierenden Literatur.

Christian M. König

Gerald Hirtner: Netzwerk der Tugendhaften: Neuzeitliche Totenroteln als historische Quelle (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. Ergänzungsband 48) St. Ottilien: EOS 2014; 472 S.: ill.; ISBN 978-3-8306-7678-2.

Tausende von frühneuzeitlichen Totenroteln sind in süddeutschen und österreichischen Archiven und Bibliotheken überliefert. Diese Todesnachrichten, die mit der modernen Form der Nachrufe verglichen werden können und üblicherweise die wichtigsten Lebensdaten und -stationen aufführen, das Leben des Verstorbenen aber entsprechend ihres zeitlichen und institutionellen Hintergrunds in einen christlichen Rahmen einbetten, wurden für Äbtissinnen und Äbte, Priestermonche, Stiftsdamen, Nonnen, aber auch für Laienschwestern und -mönche, Handwerker und Hilfskräfte abgefasst. Auch für das Gebiet der heutigen Oberpfalz sind umfangreiche Sammlungen aus den ehemaligen Benediktinerklöstern von Ensdorf (heute in der Provinzialbibliothek Amberg) und St. Emmeram in Regensburg (heute in der Staatlichen Bibliothek Regensburg) erhalten geblieben. Obgleich breit überliefert, wurden Totenroteln bisher nur stiefmütterlich von der historischen Forschung behandelt. Eine umfassende Darstellung dieser Quellengattung gilt seit langem als Desiderat. Umso willkommener ist die von 2012 von der kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg angenommene Arbeit von Gerald Hirtner. Quellengrundlage für diese Monographie bildet die größte erhaltene Sammlung von Totenroteln in Bayern und Österreich, die im Archiv der Erzabtei St. Peter in Salzburg überlieferten etwa 12.000 Roteln, welche den Zeitraum von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts umspannen. Diesen immensen

Quellenfundus adäquat zu erschließen, bildete Teilziel der Beschäftigung Hirtners. Nach einem Forschungsüberblick und der Klärung der grundlegenden Begriffe (S. 1–19) bietet der folgende Abschnitt grundlegende Erkenntnisse zur Genese der Roteln anhand des Bestandes aus St. Peter in Salzburg (S. 19–231). Dieses umfangreiche Kapitel kann als Herzstück der Arbeit angesehen werden. Zahlreiche Entdeckungen schmücken Hirtners Untersuchung. So konnte er die ältesten original erhaltenen Totenrotel im süddeutschen Sprachraum im Archiv von St. Peter aufspüren. Diese auf Pergament in Form einer Pergamenturkunde gestaltete Rotel stammt aus dem Jahr 1390. Aufschlussreich sind auch die Untersuchungen Hirtners zu den konföderierten geistlichen Institutionen (S. 50–52). Alleine die Zahlen beeindruckend. Mehr als 9.000 Roteln sind alleine aus dem 18. Jahrhundert im Archiv von St. Peter überliefert. In Spitzenzeiten trafen mehr als zwei Roteln pro Woche dort ein. Hirtner bietet auch zahlreiche statistische Auswertungen. So zeigt die quantitative Analyse, dass die Mehrheit der Nachrichten aus Benediktinerklöstern und generell aus geistlichen Institutionen aus der alten Salzburger Kirchenprovinz stammte. Auch wenn die biographischen Informationen – ähnlich wie bei den Leichenpredigten – in den Totenroteln teils stark normiert und formalisiert dargeboten werden, so ergeben sich doch vielfältige Ansatzpunkte, um Lebensläufe von Mitgliedern geistlicher Institutionen daraus rekonstruieren zu können. Hirtner widmet sich

überdies ausführlich in einem Exkurs der Untersuchung der seit Ende des 17. Jahrhunderts zumeist beigegebenen Vignetten, die den Tod symbolisieren oder zumindest Vanitassymbolik enthalten (S. 137–181). Als Hauptproduktionszeit dieser Bildbeigaben kann dabei das 18. Jahrhundert herausgearbeitet werden. Mehr als bloßer Zierrat waren diese Bildmotive geeignet als „eye-catcher“ zu fungieren (S. 140). Akribisch führt Hirtner die Verwendung der einzelnen Motive in den verschiedenen Institutionen auf. Ergänzend kann noch angemerkt werden, dass neuerdings mit Hilfe der Bildähnlichkeitssuche elektronische Hilfsmittel zur Verfügung stehen, welche die Arbeit an diesen Quellen erleichtert, sofern sie in digitaler Form vorliegen (jüngst wurden etwa die Sammlungen aus Ens Dorf und St. Emmeram in Regensburg durch die Provinzialbibliothek Amberg sowie die Staatliche Bibliothek Regensburg online bereitgestellt). Aussagen erlauben die Quellen aus St. Peter in Salzburg auch zu den bislang kaum behandelten Fragen des Druckes dieser Quellen. So kann Hirtner feststellen, dass Roteln des Salzburger Benediktinerkonvents üblicherweise in einer Auflage von 300 Exemplaren hergestellt wurden (S. 193). Mit Hilfe erhaltener Attesthefte gelingt es dem Verfasser überdies, exemplarisch auf die Routen der Boten einzugehen, was auch für die Reiseforschung wichtige Ergebnisse zeitigt. Bei Strecken von insgesamt ca. 1.500 Kilometern, welche die Rotelboten zurückzulegen hatten, wurde durchschnittlich eine Tagesleistung von mehr als 28 Kilometern erbracht (S. 201). In den Empfängerklöstern und -konventen wurden diese Texte üblicherweise ausgehängt oder öffentlich gelesen. Die dichte Überlieferung des hier vornehmlich untersuchten Bestandes von St. Peter in Salzburg erlaubt es auch, Rückschlüsse auf die durchschnittliche Lebenserwartung von Konventualen zu ziehen. Für die Mönche des Benediktinerklosters Admont kann Hirtner

etwa im Jahrhundert von 1640–1740 eine mittlere Lebenserwartung von 59,2 Jahren errechnen (S. 278). Auch zur den Herkunftsregionen können instruktive Aussagen getroffen werden: Wiederum dient Admont als Beispiel. Zwar kam dort die ganz überwiegende Anzahl der Mönche aus der Steiermark und den übrigen, heute zur Republik Österreich gehörenden Regionen, aber vereinzelt stammten Konventualen auch aus Dänemark, Italien, Lothringen oder Ungarn (S. 280). Bevor der Verfasser noch einmal kurz und prägnant die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchung zusammenfasst und auf weitere Forschungsdesiderate verweist (S. 318–323), zeigt er anhand von neuen exemplarisch ausgewählten Biographien die Aussagekraft dieser Quellen auf (S. 288–317). Eine Edition verschiedener Quellentexte (etwa eines Attestheftes von 1670, das die Rotelboten in den jeweiligen Konventen vorlegten und in das sich in diesem Fall auch Vertreter der heute im Stadtgebiet von Regensburg befindlichen Konvente von Prüfening, des Schottenklosters St. Jakob sowie St. Emmerams eintrugen, S. 327–345), eine Auflistung erhaltener Roteln für die Klöster Ossiach, Seon, St. Paul im Lavantal und St. Veit an der Rott (S. 346–358), ein Verzeichnis der Vignetten der in der Sammlung enthalten Totenroteln nach Motiven (S. 359–385), der verwendeten biblischen Motti (S. 386–392), Quellen- und Literaturverzeichnisse sowie ein umfassendes Orts- und Personenregister erschließen den grundlegenden Band. Auch wenn längst nicht alle Fragestellungen für diese Quellengattung bearbeitet werden konnten, was durchaus auch vom Verfasser nicht beabsichtigt war, so wird künftig sich niemand mehr mit der Textgattung der Totenroteln beschäftigen können, ohne vorher diese sorgfältig gearbeitete, grundlegende Arbeit konsultiert zu haben.

Bernhard Lübbers

Maximilian J. Zinnbauer, Amtsinhaber im Pflegamt Murach von 1623–1810, Band 8: Die Zeit von 1747 bis 1750, Oberviechtach: Heimatkundlicher Arbeitskreis Oberviechtach 2015, XXVIII und 262 + 53 S.: ill., ISBN 978-3-9813058-7-6.

In Fortsetzung der von der Stadt Oberviechtach herausgegebenen Reihe „Amtsinhaber im Pflegamt Murach“ hat Maximilian Zinnbauer einen weiteren Band fertiggestellt.

Band 8 enthält wie die vorhergehenden Bände transkribierte und erläuterte Schriftstücke aus dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München, hier aus dem Bestand

„Hofkammer München“ (Fasz. 744/31, 746/30 und 748/31). Die Nummerierung der Archivalien schließt mit den lfd. Nrn. 361 bis 400 an Bd. 7 der „Blauen Reihe“ an. Es wird die Zeitspanne vom 4. Januar 1747 bis 22. Dezember 1750 abgedeckt. Noch immer (und bis 1760) war Maria Theresia von Alphson, geborene von Mörmann, verwitwete von Reindl, als Hauptpflegerin des Pflegamts Murach eingesetzt. Sie war die Tochter des früheren Pflegers Franz Hannibal von Mörmann (1729–1736) und die Witwe von dessen Nachfolger, Johann Anton von Reindl (1736–1743). Wie ihre Amtsvorgänger war sie ebenfalls nicht in Oberviechtach ansässig. Sie führte auch die Amtsgeschäfte nicht selbst, sondern bezog nur Einkünfte aus dem Pflegamt. Schon 1729 war die Hauptpflegschaft an ihren Vater, den in Wien lebenden Mörmann, zur lebenslänglichen Versorgung seiner Tochter übertragen worden; Maria Theresia (inzwischen wieder verheiratete) von Alphson soll eine Mätresse des Kurfürsten Karl Albrecht gewesen sein (vgl. Rezension Amtsinhaber, Bd. 7 in: VHVO 153/2015, S. 361 f.). Die Amtsgeschäfte führten weiterhin Pflegverwalter Georg Wolfgang Kazner und sein Gerichts- und Kastengegen-schreiber Johann Michael Schmidt.

Unter der Überschrift „Der Inhalt in Kurzform“ (S. XIII–XXVI) wird in ausführlichen Regesten ein Überblick über die transkribierten Schriftstücke gegeben. Danach werden die Archivalien einzeln vorgestellt (S. 1–261). Den Abschluss bildet ein umfangreicher Index, der Orts- und Personennamen sowie Begriffe und Redewendungen nach den Originaltextstellen auflistet (53 S.). Das zentrale Thema dieses Bandes ist das Bemühen von Georg Albert von Sazenhofen auf Fuchsberg, die Hauptpflegschaft Obermurach für sich selbst zu erlangen. Nachdem die Hofkammer seine formelle Bewerbung Anfang Januar 1747 abgewiesen hatte, setzte er im Kampf um die Pflegerstelle auf eine andere Vorgehensweise. Durch die Anzeige von 21 (angeblichen) Amtsverfehlungen bei der Regierung und der Rentkammer in Amberg (Nr. 372) brachte er im Juli 1749 ein Inquisitionsverfahren gegen Pflegverwalter Kazner in Gang, das sich über viele Jahre hinziehen sollte. Dieses Verfahren basierte auf einem Mandat Herzog Wilhelms V. (1579–1598), das zur Überwachung der Beamten auf dem Land zu privaten Berichten über eventuelle

Versäumnisse in der Amtsführung aufrief. Im Januar 1750 schob Sazenhofen in weiteren 28 Klagepunkten neue Anschuldigungen nach. Unabhängig vom Wahrheitsgehalt geben die Klagepunkte ein farbiges Bild von den Konfliktbereichen in der öffentlichen Verwaltung und den Gepflogenheiten im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Zur Überprüfung der Klagepunkte ordnete die Hofkammer 1750 ihren Rat und Rechnungsaufnahmekommissar Andreas Xaver Durst zur Regierung und Rentkammer in Amberg ab. Konferenzen mit den involvierten Dienststellen, Regierung und Rentkammer, wurden einberufen, um zunächst die Zuständigkeiten für die einzelnen Punkte zu klären und das weitere Verfahren festzulegen. Die Klagepunkte wurden drei Rechtsabteilungen zugeordnet, dem Justizwesen (privatives, ausschließliches Recht), dem Finanzwesen (das Kamerale) und eine dritte Abteilung, die sowohl Justiz- als auch Finanzwesen berührten (Nr. 387). Im Verlauf der Untersuchungen wies Kazner alle Vorwürfe zurück, Sazenhofen wurde aufgefordert, rechtsverbindliche Beweise vorzulegen. Ab Juli 1750 brachte Sazenhofen auch Gerichtsschreiber Schmidt wegen schwerer Amtsvergehen zur Anzeige (Nr. 389). Unter Erstattung einer erneuten Anzeige mit der Wiederholung bekannter Vorwürfe forderte Baron von Sazenhofen am 10. September die sofortige Amtsentsetzung Kazners. Durst, der Leiter der Untersuchung, vertrat die Ansicht, dass eine Amtsenthebung keinesfalls geschehen dürfe, sofern die Verfehlungen Kazners nicht endgültig bewiesen seien (Nr. 391). Die Untersuchungsarbeit wurde auch vor Ort im Pflegamt Murach durchgeführt, Amtsuntertanen wurden befragt. Dabei zeigte sich, dass es unter Kazner Unregelmäßigkeiten etwa bei der Steuereinnahme gab. Anton Jakob Griennagl, Rat der Rentkammer in Amberg, bestätigte im Oktober 1750 gegenüber der Hofkammer, dass sich einige Klagepunkte wohl bewahrheiten könnten (Nr. 392). Als Amtsvergehen wurden demnach u.a. gewertet: Beschaffung von Baumaterial für den privaten Hausbau in Oberviechtach durch Abbrucharbeiten auf dem Pflegschloss Obermurach (!), Inanspruchnahme kurfürstlicher Scharwerksdienste für den privaten Hausbau, verbotenes Holzfällen in den herrschaftlichen Wäldern, Unregelmäßigkeiten bei der Einnahme von

Geldstrafen (vgl. Nr. 391). Nur wenige Vorwürfe konnten zunächst tatsächlich verifiziert werden. Bei den Beschwerden von Untertanen fehlte die Beglaubigung eines Advokaten (Nr. 396). Eine weitere Bittschrift mit Beschwerden über Amtsvergehen von namentlich genannten Untertanen aus Obermurach und benachbarten Dörfern, angeblich im Einvernehmen mit allen Amtsuntertanen vorgebracht (Nr. 397), führte ebenfalls nicht zum Erfolg, lässt aber darauf schließen, dass Sazenhofen eine gewisse Anhängerschaft gerade in der Umgebung des Pflegschlosses Obermurach hatte. Sazenhofen bestand weiterhin darauf, dass er alle Klagepunkte beweisen könne und brachte seine Anzeige auch beim Geheimen Rat in München vor. Inzwischen beschuldigte er die Inquisitionskommission, Partei für den Pflegerverwalter Kazner zu ergreifen (Nr. 400). Die mit wiederholten Beschimpfungen verbundene Kampagne führte jedoch nicht zu dem gewünschten Ergebnis. Für Sazenhofen stand schon im Januar 1750 außer Frage, dass seine Anzeigen an höchster Stelle unterdrückt und zugunsten des Pflegerverwalters vorgegangen werde. Er selbst fühlte sich durch Kazner zutiefst diffamiert. Bei Missachtung seiner Anzeigen fürchtete er um seine und seiner

Familie Ehre (Nr. 376). Obwohl von München aus wiederholt die Beschleunigung der Untersuchungen angemahnt wurde, war ein Ende des Prozesses gegen Pflegerverwalter Kazner noch lange nicht absehbar. Er wird auch noch in den folgenden Amtsinhaberbänden seinen Niederschlag finden. Außerhalb des Inquisitionsverfahrens zeigen einige weitere Schriftstücke wieder das hartnäckige Bemühen des Gerichtsschreibers, seine Besoldung aufzubessern und hergebrachte Sondergaben wie bestimmte Mengen Brennholz, Schmalz, extra Hafer für das dringend benötigte Dienstpferd nicht zu verlieren (Nrn. 362 ff.). Die in Band 8 der „Blauen Reihe“ mit vollständiger Transkription und Erläuterung edierten Schriftstücke geben wieder aufschlussreiche Einblicke in das gesellschaftliche Leben im Pflegamt Murach um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von einzelnen Protagonisten lässt sich ein facettenreiches Persönlichkeitsprofil erstellen, das nicht zuletzt familiengeschichtlich relevant ist. Mit Band 8 der „Blauen Reihe“ hat Max Zinnbauer wieder für den Laien schwer lesbare Archivalien zugänglich gemacht und einen weiteren Baustein für die Geschichte des Pflegamtes Murach geliefert.

Emma Mages

Paul Mai – Karl Hausberger (Hg.), Miszellen zur Wirkungsgeschichte des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und zum 50. Todestag von Erzbischof Dr. Michael Buchberger (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg. Beiband 21) Regensburg 2012.

Fünf Beiträge sind in diesem Buch enthalten: Johann Gruber, Das Bistum Regensburg im Übergang von Joseph Konrad von Schrofenberg zu Karl Theodor von Dalberg 1802/03 (1–14). Karl Hausberger, Beginn einer „neuen Zeitrechnung“? Konsequenzen und Fernwirkungen der Säkularisation von 1803 (15–32). Ders., Staatsleistungen an die Katholische Kirche – eine Fernwirkung der Säkularisation von 1803. Veranschaulicht an den vermögensrechtlichen Staat-Kirche-Beziehungen in Bayern (33–54). Ders., Schiffbruch zwischen der Skylla des Kurialismus und der Charybdis des Territorialismus. Dalbergs vergebliche Bemühungen um eine gesamtkirchliche Neuordnung in Deutschland (55–81). Ders., „Ist zu reponiren ad non acta ...“. Der vergebliche Kampf des Mainzer Domkapitels um seinen Fortbestand als Me-

tropolitankapitel des nach Regensburg transferierten Kurfürst-Erzbischofs Dalberg (83–94). Paul Mai: Zum 50. Todestag von Erzbischof Dr. Michael Buchberger, Bischof von Regensburg (1927–1961) (95–103). Von den höchst unterschiedlichen Beiträgen seien zwei Themenkreise besonders herausgegriffen: Karl Hausberger macht sich zum Anwalt neuerer Forschungsergebnisse und relativiert die stark negativ geprägte Sichtweise auf die Säkularisation, wie sie vor allem der Regensburger Domvikar Alfons Maria Schleglmann in seinem dreibändigen Werk „Geschichte der Säkularisation im rechtsrheinischen Bayern“ vorgenommen hat (erschienen 1905–1908). Schleglmann nannte den Reichsdeputationshauptschluss einen „Gottesraub“, „Hochverrat“ und eine „illegitime Anmaßung“. Er stilisierte den Staat zum Täter und die Kirche

zum Opfer. Mittlerweile werden in den damaligen Vorgängen aber nicht nur Verluste gesehen, sondern auch Gewinne wie das neu aufblühende geistliche Leben: Die Sozialstruktur der kirchlichen Führungsschicht hat sich geändert – weg von einer Adelskirche, die Ausbildung des pastoralen Personals wurde intensiviert und eine „neue Spiritualisierung“ (Thomas Nipperdey) wurde erreicht. Der Verlust der weltlichen Herrschaft führte zudem zu einer Konzentration auf Seelsorge und Caritas. Hausberger verschweigt aber eine weitere Konsequenz nicht: die Ultramontanisierung der Kirche im 19. Jahrhundert. Die Abhängigkeit vom Staat wurde eingetauscht mit einer Abhängigkeit von der römischen Zentrale. Die päpstliche Machtfülle führte zu einer Schwächung des episkopalen Selbstverständnisses. In einem weiteren Beitrag versucht Karl Hausberger das Bild von Karl von Dalberg zu revidieren. Er war lange von der ultramontanen Geschichtsschreibung verzeichnet worden. Man unterstellte ihm, er wollte sich zum Papst von Deutschland machen, strebe eine romfreie Nationalkirche an und sei der Promotor einer „Los-von-Rom-Bewegung“ gewesen. „Die kirchliche Neuordnung Deutschlands aber wollte er durchaus in lebendiger Verbindung mit dem Papsttum als Centrum unitatis der

Gesamtkirche gestaltet wissen, wovon die stets im Einvernehmen mit dem Hl. Stuhl geführten Konkordatsverhandlungen ebenso Zeugnis ablegen wie die Befürwortung der bischöflichen Annatenzahlungen nach Rom und der Wunsch nach Akkreditierung eines Nuntius in Regensburg.“ (80) Dalberg war in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von Mainz nach Regensburg gekommen: Der Erzbischöfliche Stuhl von Mainz wurde in die Stadt des Immerwährenden Reichstages verlegt mit der Bestimmung, dass die Würde eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitanerzbischofs und Primas von Deutschland für immer mit der Regensburger Cathedra verbunden werden solle. Dalberg hat das Stadtbild von Regensburg zusammen mit dem Architekten Herigoyen nachhaltig geprägt. Man denke nur an die Errichtung des neuen Theaters und Gesellschaftshauses, des heutigen Stadttheaters und des Präsidialpalais für den französischen Reichstagsgesandten, das erst jüngst zur Musikakademie umgebaut wurde. 2017 jährt sich der Todestag von Dalberg zum 200. Mal. Die Stadt Regensburg könnte die Bedeutsamkeit von Dalberg für die Stadt durch eine Umbenennung des Bismarckplatzes in Dalbergplatz angemessen würdigen.

Erich Garhammer

Tobias Appl – Bernhard Lübbers (Hg.), Die Briefe Johann Michael von Sailers an Eduard von Schenk. Mit einem Anhang der Briefe Melchior Diepenbrocks an Schenk. Unter Mitarbeit von Bernhard Fuchs (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg. Band 23) Regensburg: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte 2014; LXXXVI, 272 S.; ISSN 0945-1722.

Die Renovierung des Sailer-Denkmal im Frühjahr 2014 und seine Einweihung auf dem Emmeramsplatz in Regensburg am 20. Mai desselben Jahres lenkten das Interesse einer breiten Öffentlichkeit auf diesen Gelehrten und katholischen Bischof, der nicht nur für Theologie und Kirche, sondern auch für die Gestaltung des kulturellen und politischen Lebens in Bayern in den ersten Jahren der Regentschaft von König Ludwig I. von großer Bedeutung war. Die vorliegende Publikation beinhaltet 195 Briefe Sailers an Schenk; sie wurden geschrieben im Zeitraum zwischen 1816 und 1832, wobei sich ein Schwerpunkt für jene Jahre ergibt, „in denen Schenk die Leitung der Abteilung für ‚Kirchen- und

Schulwesen‘ im bayerischen Innenministerium innehatte bzw. als Innenminister fungierte“ (XXIII, dort Übersicht). Schenk selbst bekundete rückblickend, dass seit seinem Amtsantritt als Kirchen- und Schulrat keine Woche vergangen sei, „wo wir nicht Briefe wechselten“. (Eduard von SCHENK, Die Bischöfe Johann Michael Sailer und Georg Michael Wittmann. Beitrag zu ihrer Biographie, in: Charitas. Festgabe für 1838, Regensburg 1838, S. 251–316; hier: S. 288; zit. nach: Appl - Lübbers, Briefe S. LIII). Zwar konnten Sailerforscher bisher schon auf eine Teiledition zurückgreifen – hier sind vor allem die zwei Bände der Korrespondenz von, an und über Sailer zu erwähnen, die Hubert

Schiel vor nunmehr fast sieben Jahrzehnten herausgegeben hat – allerdings konnte Schiel Sailers Briefe bei der Erstellung seiner Quellenedition im damaligen Ordinariatsarchiv nicht auffinden und musste sich deshalb auf frühere Teilabdrucke stützen. Mit der Publikation von Appl/Lübbbers werden nun alle im Sailer-Nachlass vorhandenen Privatbriefe im Druck vorgelegt (S. XXII), ausgenommen davon ist lediglich die reine Kanzleikorrespondenz (S. XXV). Aus diesem nunmehr publizierten wesentlich umfangreicheren Briefkorpus „wird ersichtlich, dass Schenk sich nicht nur immer wieder ratsuchend an seinen väterlichen Freund wandte, sondern Sailer bewusst auch mit und durch Schenk erheblichen Einfluss auf alle wichtigen kulturpolitischen Weichenstellungen im Königreich Bayern in jenen Jahren ausüben konnte.“ (S. XXIV). Zu begrüßen ist ferner die Entscheidung der Herausgeber, 58 erhaltene Briefe Melchior Diepenbrocks an Eduard bzw. Therese von Schenk aufzunehmen, da Diepenbrock in jenen Jahren als Sailers Privatsekretär fungierte. Diese zum Teil recht ausführlichen Schreiben bieten gelegentlich einen Kommentar zu den diversen Anliegen Sailers, gewähren aber auch einen fast intimen Einblick in die gemeinsame Sorge um dessen Gesundheitszustand (vgl. z.B. Nr. 221). Im Übrigen wurde die vorliegende Publikation unter Mitarbeit von Bernhard FUCHS äußerst sorgfältig erstellt: Wer sich in wissenschaftlicher Absicht diesem Werk widmet, kann auf ein detailliertes Orts- und Personenregister zurückgreifen; zudem wurden die einzelnen Briefe auch mit einem sehr differenzierten Fußnotenapparat versehen. Dass die Herausgeber viel Mühe investiert haben, zeigt sich nicht nur an der präzisen Wiedergabe der Dokumente – hier orientierte man sich an der Edition des Briefwechsels zwischen Ludwig I. und Leo von Klenze (vgl. König Ludwig I. von Bayern und Leo von Klenze. Der Briefwechsel. Teil I: Kronprinzenzeit König Ludwigs I., Bd. 1: 1815–1818, hg. v. Hubert GLASER, bearb. v. Friedegund FREITAG, Gabriele KÖSTER, Bettina KRAUS, Sabine REHM-DEUTINGER und Bettina SCHERBAUM, München 2004) – sondern zum Beispiel auch bei der nachträglichen Datierung von Briefen oder bei biographischen Angaben zu Personen, die dort nicht namentlich genannt werden. Grundsätzlich hat sich der Band zum Ziel gesetzt, einen Beitrag zu

leisten, um „der Sailerforschung neue Impulse zu verleihen“ (S. VII). Nun traut sich der Verfasser der vorliegenden Rezension nicht zu, die Frage, ob diese Quellenedition ein wertvolles Instrument für die Geschichtswissenschaften bietet, zu beantworten, das würde die Kompetenz eines Praktischen Theologen, der sich mit Sailer beschäftigt, überschreiten. Aber am Beispiel des theologischen Forschungsinteresses soll im Folgenden gezeigt werden, dass es sich in der Tat bei vorliegender Publikation um ein inspirierendes Werk handelt:

1. Man wird den Herausgebern zustimmen, wenn sie die Briefe Sailers an Schenk als „Musterbeispiel konkret praktizierter Mikropolitik“ (S. LXXV) bezeichnen; sie sind Ausdruck eines Gestaltungswillens in Zusammenarbeit von Sailer und Schenk, bei dem es zum einen um die organisatorische Erneuerung der katholischen Kirche in Bayern ging – zum anderen versuchte Sailer aber auch über eine konsequente Personalpolitik Einfluss auf die Bildungslandschaft in Bayern zu nehmen (z.B. Brief Nr. 108, vgl. S. LIV–LVII sowie S. LXIII–LXV). Für eine an historischen Fragestellungen interessierte Praktische Theologie ist an dieser „Mikropolitik“ zudem aufschlussreich, mit welchen konkreten Hindernissen diese Reorganisation kirchlicher Strukturen zu kämpfen hatte – eindrucksvolle Beispiele hierfür wären das in der Forschungsliteratur bereits ausführlich beschriebene langjährige mühsame Engagement Sailers für eine Wiedererrichtung von Klöstern (vgl. S. LVII–LX), aber eben auch die Ausstattung des Passauer Domkapitels mit arbeitsfähigen und -willigen Personen (am 4. November 1826 schreibt Sailer: „Sie wissen, daß nach Speyer die Diözese Passau die verwahrlosete sey.“ Nr. 68), sowie der Versuch, die bedauernswerten Zustände im völlig zerstrittenen Kollegiatstift zur Alten Kapelle in Regensburg zu verbessern (vgl. Briefe Nr. 93 u. 109).

2. Aufschlussreich aus der Perspektive der Praktischen Theologie sind auch die Motive für Sailers Personalpolitik: Einig war sich Sailer mit Ludwig I., keine „kirchlichen Ultras“ fördern zu wollen. Ein beredtes Beispiel hierfür ist die Einschätzung Sailers in Bezug auf den Passauer Domkapitular Karl Borromäus Egger, die in das Bekenntnis mündete: „Wie die politischen Ultras den Staats-

wagen gefährden, so die kirchlichen Ultras den Kirchenwagen“ (Nr. 62).

Weitere Kriterien für die Empfehlung von Seiten Sailer's waren sowohl die körperliche, als auch geistige und charakterliche Befähigung für entsprechende Ämter, aber immer wieder auch: Hilfe für Menschen, die sich in einer materiellen Notlage befanden. Eindrucksvoll zeigt dies zum Beispiel Sailer's Einsatz für den Subrektor am Kronacher Gymnasium, Lorenz von Kleinmayer, dessen Gehalt für eine Familie, die neben den Kindern auch zwei Pflegefälle zu versorgen hatte, nicht ausreichte: In insgesamt neun Briefen griff Sailer dieses Anliegen auf, letztlich auch mit Erfolg.

3. Trotz dieser Konzentration auf politisches Wirken in seinem letzten Jahrzehnt blieb Sailer sein Leben lang Seelsorger. Auch hierzu liefern die edierten Briefe eindrucksvolle Beispiele, etwa wie behutsam Sailer den Konversionsprozess des hohen

preußischen Staatsbeamten Georg Philipp Ludolph von Beckedorff begleitete (Nr. 88), oder die Art und Weise, wie er (noch als Professor in Landshut) dem Rechtsgelehrten Carl Sebastian Heller von Hellersberg in den letzten Tagen und Stunden seines Lebens zur Seite stand (Nr. 3).

Fazit: Die Briefe von Sailer an Schenk sind ein eindringlicher Beweis für die These, dass Sailer die kirchliche Neuordnung Bayerns wesentlich mitgestalten konnte. Sie zeigen insbesondere, dass er in seiner Regensburger Zeit die Einflussmöglichkeiten konsequent nutzte, die ihm seine Freundschaft mit Schenk und Ludwig I. eröffnete. In dem facettenreichen Bild von Sailer als Seelsorger, charismatischem akademischen Lehrer und literarisch ungemein produktivem Schriftsteller werden dadurch auch jene Konturen schärfer, die den „späten“ Sailer als ausdrücklich politisch handelnden Kirchenmann charakterisieren.

Peter Scheuchenpflug

Konrad Baumgartner – Rudolf Voderholzer (Hg.), Johann Michael Sailer als Brückenbauer. Festgabe zum 99. Katholikentag 2014 in Regensburg (Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg. Beiband 22) Regensburg 2014.

Das vorliegende Buch will von dem Zweck her gewürdigt werden, für den es konzipiert worden ist: die Festgabe zu bilden für einen Katholikentag mit dem Schauplatz Regensburg und dem Motto „Mit Christus Brücken bauen“. In einer solchen Konstellation kann eine historische Anknüpfung eigentlich kaum anders, als die Gestalt Johann Michael Sailer's in den Mittelpunkt zu rücken. Über den vielbehandelten „bayerischen Kirchenvater“ (G. Schwaiger) noch substanzvoll Neues zu sagen, ist freilich nicht ganz einfach. So war es für eine Festgabe eine kluge Entscheidung, anstelle neuer, notwendigerweise hochspezialisierter Detailforschungen vor allem klassische Skizzen aus der Feder ausgesprochener Sailer-Kenner zu versammeln. Sie wurden den beiden, in der gleichen Publikationsreihe erschienenen Festschriften zum 150. Todestag (1982) und zum 250. Geburtstag (2001) Sailer's entnommen, wobei die Auswahl sich, dem Anlass entsprechend, auf den Bischof von Regensburg und auf den Ökumeniker konzentriert. Gleichwohl hat der Band auch durchaus Neues zu bieten. Fünf Originalbeiträge bereichern das Sailer-Bild mit

Schwerpunkt auf Rezeptionsaspekten. Bernhard LÜBBERS greift das Thema „Sailer und König Ludwig I.“ wieder auf, erweitert die Quellenbasis in erfreulicher Weise durch die erstmalige Edition dreier Briefe Sailer's und betont im Einklang mit der bisherigen Forschung dessen großen Einfluss auf den König (S. 159–188). Dass der sich während des Lola-Montez-Skandals nicht einmal mit der Erinnerung „an den verklärten Geist Sailer's“ (M. Diepenbrock) zur Raison bringen ließ und damit viel von seinem Lebenswerk wieder verdarb, zeigt jedoch deutlich auch die Grenzen dieses Einflusses auf. Eberhard DÜNNINGER und Johann GRUBER schildern die Genese des 1867 von Ludwig I. gestifteten Sailer-Denkmal's in Regensburg und die Odyssee, die es von 1942 an hinter sich zu bringen hatte, bevor es im Jahr 2014 wieder auf seinen ursprünglichen Standort auf dem Emmeramsplatz zurückkehren konnte (S. 205–219). Charlotte MEINARDUS ergänzt dazu einige Hinweise auf den Schöpfer des Denkmal's, den von Ludwig I. mit zahlreichen monumentalen Aufträgen bedachten Bildhauer Maximilian von Widmann (S. 217–219).

Wilhelm AMANN macht auf ein Glasbild mit einem Sailer-Porträt aufmerksam, das noch zu Lebzeiten, wohl um 1830, entstanden sein könnte (S. 221 f.). Peter SCHEUCHENPFLUG schließlich entwickelt aus soziologischen Ansätzen Überlegungen „zum theologiegenerativen Potential sozialer Räume“ und formuliert dazu einige Forschungsdesiderate im Hinblick auf Sailers Schüler- und Freundeskreis („Genderperspektive“ u.a.), über deren Dringlichkeit es indes unterschiedliche Auf-

fassungen geben dürfte (S. 223–244). Die gediegene buchtechnische Ausstattung und die aussagekräftigen, qualitätvollen Bildbeigaben runden den durchgehend erfreulichen Eindruck ab. Der Regensburger Katholikentag ist mit einer Festgabe bedacht worden, die sich sehen (und lesen) lassen kann. Als handliches Sailer-Kompendium für den häuslichen Bücherschrank wird der Band seinen aktuellen Entstehungsanlass sicher lange überdauern.

Stephan Deutinger

Bernhard Lübbers – Marcus Spangenberg (Hg.), Traumschlösser? Die Bauten Ludwigs II. als Tourismus- und Werbeobjekte (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 12) Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2015; 247 S.; zahlreiche, teils farbige Ill.; ISBN: 978-3-937527-83-3.

Bereits 2011 widmete sich eine Ausstellung der Staatlichen Bibliothek Regensburg mit Begleitband König Ludwig II. Damals standen zum 125. Todestag sein Tod und der resultierende Erinnerungskult im Fokus. Im selben Jahr richtete das Haus der Bayerischen Geschichte seine Landesausstellung mit dem Titel „Götterdämmerung“ im Schloss Herrenchiemsee aus. Der aktuelle Band 12 der Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek beschäftigt sich nun 170 Jahre nach des Königs Geburt mit seinen Schlössern vor allem unter dem Aspekt der touristischen Nutzung. Allgemein bekannt ist, dass König Ludwig II. seine Schlösser als private Zufluchtsorte selbst plante und darin seine Phantasien verwirklichen wollte. Niemals wäre ihm in den Sinn gekommen, sie der breiten Bevölkerung zugänglich zu machen. Doch nur sieben Wochen nach Ludwigs Tod öffneten sich „bis auf Weiteres“ Neugierigen die Tore seiner Schlösser. Sie entwickelten sich zu Besuchermagneten für Touristen aus aller Welt. Neuschwanstein gilt heute international als Inbegriff bayerischer Romantik, als Märchenschloss und Symbol für Deutschland. Der Band lebt vom reichhaltigen Wissen und der Sammlung von Marcus Spangenberg, einem der besten Kenner Ludwigs II. Diese Kenntnisse werden gleich im ersten, einleitenden Beitrag des Mitherausgebers deutlich. Unter der Fragestellung „Profanierte Heiligtümer?“ zeigt er die Entwicklung der Königsschlösser von den ersten Planungen über den Bau bis in die Anfänge des Massentourismus auf. Bereits in der Kindheit hatte

Ludwig II. die Gegend um das spätere Neuschwanstein kennen gelernt, als sein Vater Maximilian II. die alte Burg Hohenschwangau zu einem neugotischen Schloss umbauen ließ, das allerdings in Abwesenheit der königlichen Familie Interessierten offen stand. Daran dachte der König nicht, als er auf einem nahe gelegenen Berg sein Schloss plante. Der Autor schildert kenntnisreich die Planungen, aber auch die technischen Anforderungen, die die Bauwerke an Architekten und Techniker stellten. Die Realisierung seines Traumes vom Gottesgnadentum, die Anlehnung an den absolutistischen Monarchen erlebte der König in seinen Schlössern Linderhof, das er als einziges länger bewohnte und Herrenchiemsee, als Abbild des französischen Schlosses Versailles. All diese Bauten waren jedoch nicht als Zurschaustellung der Macht geplant, sondern ausdrücklich als Rückzugsorte des Königs. Der Bauforscher und Projektleiter des Unesco-Welterbe-Antrages bei der Bayerischen Schlösserverwaltung, Alexander Wiesneth, gibt einen Einblick in die Argumentation der Bewerbung, mit der die Unesco von einer Aufnahme der Königsschlösser in das Welterbe überzeugt werden soll. Die von der Unesco gestellten hohen Anforderungen der Einmaligkeit und universellen Bedeutung der aufzunehmenden Objekte möchten die Antragssteller mit der Betonung zweier Facetten erfüllen. Zum einen zeigen die Gebäude, abgesehen vom kunsthistorischen Wert für die Architektur des Historismus, eine Entwicklung auf, die in höchstem Maße vom

ständigen Einfluss des Königs auf die Planungen und seiner Suche nach der vollkommenen Illusion geprägt war. Zum anderen können sie in einen engen Zusammenhang mit einem kulturellen Phänomen des 19. Jahrhunderts – dem imaginären Reisen – gerückt werden. Die Inszenierungen mithilfe der modernen Technik auf den Weltausstellungen jener Zeit begeisterten den jungen König zutiefst und die dauerhafte Umsetzung unter Einsatz sämtlicher möglicher Künste war sein angestrebtes Ziel. Die Königsschlösser ermöglichen hier einen Einblick in die Visualisierungsmöglichkeiten jener Zeit, die ansonsten großenteils verloren gegangen sind. Die zahlreichen Abbildungen, die diesen Text begleiten, machen den königlichen Wunsch nach dem „Reisen in vergangene Zeiten und zu fernen Orten“ überaus deutlich. Mylene Wienrank untersuchte das „Schloss Herrenchiemsee als Tourismusobjekt“. Zu Beginn der Öffnung der drei Königsschlösser war Herrenchiemsee wegen der guten Erreichbarkeit mit Eisenbahn und Schiff das meistbesuchte. Auch war der Chiemsee schon vorher touristisch erschlossen. Heute steht es an dritter Stelle, die durchschnittlichen Besucherzahlen liegen bei etwa einem Viertel im Vergleich zu Neuschwanstein. Diese Umkehrung, die in den 1950er Jahren stattfand, gründet sich unter anderem auf die Zunahme privater Autos, mit denen Linderhof und Neuschwanstein nun deutlich besser erreichbar wurden. Die Autorin zeichnet die Entwicklung Herrenchiemsees über die Einrichtung eines Ludwig II.-Museums 1926, Besucherrekorde in den 1990er Jahren bis zur Landesausstellung 2011 nach. „Wie ein Symbol“ entsteht ist Thema des zweiten Beitrags von Marcus Spangenberg in diesem Band. Hier schränkt der Autor den Gegenstand explizit auf Neuschwanstein ein, das als das Muster eines Märchenschlosses schlechthin in aller Welt bekannt ist. Bereits von Baubeginn an war das Schloss in der öffentlichen Wahrnehmung präsent. Von den ersten Spekulationen in der Presse über frühe Touristenscharen, die zum Missfallen des Königs die Baustelle aufsuchten, bis zur Bewertung und Kritik an der Architektur, der Lage und des Charakters des Königs selbst wird hier ein Bogen gespannt. „Sammelbildern und Reklamemarken um 1900“ spürt Marianne Gödl unter dem Titel „König Ludwigs Schlösser in der Werbung“ nach.

Diese Reklamebildchen kamen in den 1890er Jahren auf und zeigten auf der einen Seite Werbung eines Unternehmens für ein spezielles Produkt, auf der anderen Seite eine Abbildung, in diesen Fällen eines der Königsschlösser. Besondere Vorliebe für diese Objekte hatte die Firma Liebig, die damit ihre Fleischextrakte bewarb. Diese Form der Werbung lag um die Jahrhundertwende sehr im Trend, als das Sammeln von Kärtchen mit Bildmotiven äußerst beliebt wurde, wie ja allgemein an der damaligen Ansichtskartenbegeisterung sichtbar wird. Besonders präsent war bei den Reklamebildchen wiederum das Schloss Neuschwanstein. Georg Haber und Maximilian Heimler, beide Kunsthistoriker und Metallrestauratoren, zeigen in ihrem Beitrag „Das gebrochene Kreuz des Löwen“ die Restaurierungsmaßnahmen an verschiedenen Metallplastiken auf: den beiden Löwen und dem Florabrunnen im Garten des Schlosses Linderhof sowie den Brunnenfiguren bei Schloss Herrenchiemsee. Dabei sind die im Laufe der Zeit entstandenen Schäden einerseits auf die Herstellungsweise im 19. Jahrhundert zurückzuführen, da die Objekte in Einzelteilen aus Zink gegossen wurden, so dass nun die Nähte Risse aufweisen, andererseits auf Beschädigungen durch Touristen. Die zahlreichen Photographien von den Reparaturtätigkeiten geben ein gutes Bild von der Komplexität der Maßnahmen. Eginhard König beschäftigte sich mit alten Volksliedern über den Märchenkönig. Von den zahlreichen Liedern über Ludwig II. ist lediglich das so genannte Neuschwansteinlied, das bis 1918 verboten war, den Bauten des Königs gewidmet. Der Autor spürt der Entstehung des Liedes und der Entwicklung seiner verschiedenen Variationen nach. Unter dem Titel „Bis auf Weiteres – Die Öffnung der Schlösser Ludwigs II. von Bayern und deren touristische Entwicklung“ folgt der umfangreiche Katalog zur thematisch gegliederten Ausstellung, die von Mai bis September 2015 in der Staatlichen Bibliothek Regensburg präsentiert wurde, der etwa ein Drittel des Buches ausmacht. Hier lassen sich Porzellanteller, Stiche, Schlossführer, Eintritts- und Ansichtskarten, aber auch Werbeprodukte, die sich des Namens oder Emblems bedienen, Tabakspfeifen und Bierkrüge mit Neuschwansteinmotiv und vieles mehr finden. Alle Exponate stammen aus der äußerst umfangreichen Sammlung von Marcus Span-

genberg. Das in der Lieblingsfarbe des Königs gehaltene Cover des hervorragend lesbaren und mit großem Sachverstand verfassten Bandes weist mit seinen in schwebenden Glaskugeln visualisierten Schlossabbildungen

und dem zweifelnden Titel „Traumschlösser?“ schon auf die kritische und spannende Reflexion der Entwicklung der Königsschlösser zu Touristenmagneten hin.

Bernhard Fuchs

Otto Weiss, Kulturkatholizismus. Katholiken auf dem Weg in die deutsche Kultur 1900-1933, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 312 S.; ISBN 978-3-7917-2615-1.

Katholiken standen während des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts unter dem Generalverdacht der Illoyalität gegenüber dem kleindeutschen Nationalstaat. Die protestantische Majorität des Kaiserreiches vermutete in ihnen mehrheitlich ultramontane Marionetten Roms und unterstellte zudem eine latente Fortschrittsfeindlichkeit. In Preußen gipfelte diese Tendenz darin, Katholiken geradezu als „Bürger zweiter Klasse“ zu behandeln. Dort wurden römisch-katholische Akademiker auch bei überdurchschnittlicher Qualifizierung nicht an die entscheidenden Schaltstellen des Staates vorgelassen. Otto Weiß – bestens ausgewiesener Experte für die Geschichte der „Katholiken im langen 19. Jahrhundert“, so der Titel der dem Gelehrten anlässlich seines 80. Geburtstages gewidmeten Festschrift¹ – beschreibt in diesem instruktiven Buch das Ringen der deutschen Katholiken auf dem Weg zu mehr Selbstbewusstsein und Anerkennung. Einen Schwerpunkt legt er dabei auf die literarischen Zeugnisse aus katholischen Kreisen im frühen 20. Jahrhundert, die v. a. in den zahlreichen Zeitschriften mehr oder minder öffentlichkeitswirksame Plattformen fanden. Eindrucksvoll ist alleine die Zahl der von Weiss vorgestellten katholischen Publizisten, von denen die meisten heute der Vergessenheit anheimgefallen sind. Ausgangspunkt der Darstellung bildet eine ausgesprochene Krise katholischer Kreise gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Denn nicht nur galt nur derjenige als wahrhaft deutsch im Kaiserreich, der protestantischer Konfession war, auch die Kultur selbst wurde ganz selbstverständlich als genuin protestantisch geprägt wahrgenommen. Dagegen formierte sich nun Widerstand, v. a. die deutschen Katholiken mit bil-

dungsbürgerlichem Hintergrund strebten nun an, aus ihrem selbstgewählten „Ghetto“ auszubrechen; sie wollten gute Katholiken und zugleich auch gute Deutsche sein. Eine eigene, dezidiert katholisch geprägte deutsche Kultur auszubilden, stand daher bei vielen deutschen Katholiken im Zentrum der Aufmerksamkeit. Bereits die Gründung der Görres-Gesellschaft 1889 kann als ein erster Schritt in diese Richtung gesehen werden. Ein breites, zustimmend positives Echo erfuhr der Aufruf des späteren Reichskanzlers Georg von Hertling (1843–1919) aus dem Jahr 1896, in welchem er ausführte, dass ein katholischer Forscher nur dann ein guter Forscher sein könne, wenn er sich vollständig zur „deutschen Wissenschaft“ bekenne (S. 39). Aber auch auf dem Gebiet der Literatur, auf welchem die „Inferiorität“ der Katholiken als besonders gravierend erlebt wurde, gab es entsprechende Bestrebungen. Mit Gründung der Zeitschrift „Hochland“ 1903 durch Karl Muth wurde ein literarisches Forum ins Leben gerufen, das entscheidend dazu beitrug, der katholischen Kultur eine vielfach gehörte und geachtete Stimme zu verleihen. Der Erste Weltkrieg verstärkte diese Tendenzen noch. Spätestens jetzt waren auch die deutschen Katholiken als gute und überzeugte Patrioten in Deutschland „angekommen“ (S. 92). Michael von Faulhaber, damals noch Bischof von Speyer, schrieb etwa 1915: „Die deutschen Katholiken tragen heute ihren redlichen Teil an Lasten des Krieges, Schulter an Schulter mit ihren andersgläubigen Mitbürgern, und erwerben sich damit ein neues Recht, als vollwertige Patrioten eingeschätzt zu werden.“ Der spätere Kardinal sprach damit wohl vielen seiner Glaubensgenossen aus der Seele. Am Beispiel des Ersten Weltkriegs

¹ Dominik BURKARD – Nicole PRIESCHING (Hg.), Katholiken im langen 19. Jahrhundert. Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Festschrift für Otto Weiß, Regensburg 2014.

kann man sehr gut sehen, wie sehr die Religion in den Dienst des Krieges gestellt, nicht zuletzt auch, um der protestantischen Majorität und v.a. den Eliten des Kaiserreiches zu beweisen, dass auch Katholiken „gute“ Deutsche waren. Neben diesen Bestrebungen lassen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch die Wurzeln der katholischen Jugendbewegung ausmachen. Gerade an diesem Beispiel zeigt sich, dass das immer wieder bemühte Klischee des „antimodernen Katholizismus“ entschieden zu kurz greift. Man denke nur an die verschiedenen Gruppen der katholischen Jugendbewegung, etwa den „Quickborn“ unter der Ägide Romano Guardinis, dessen räumliches Zentrum die fränkische Burg Rothenfels bildete. Diese Initiativen waren nämlich geradezu Triebfedern innerkirchlicher Reformanstrengungen. Den Nationalsozialisten galten diese Gruppen als wenigstens verdächtig, wenn nicht gefährlich. Nicht ohne Grund wurden nach der Machtübernahme 1933 die katholischen Jugendgruppen umgehend aufgelöst. Am Ende des hier untersuchten Zeitraums waren die deutschen Katholiken zwar in der deutschen Nationalkultur angekommen, doch nun steuerte das Land dem Abgrund der

Diktatur zu. Dabei gab es durchaus eine breite Palette dessen, was „Ankunft“ in diesem Zusammenhang bedeuten konnte. Von bedingungsloser Zustimmung zum Naziregime bis hin zu kompromisslosen Widerstand waren alle Spielarten denkbar. Aus Regensburger Perspektive sei noch eine Marginalie angemerkt. Bei der hier mehrfach zitierten Lyrikerin Maria Herbert (46, 55, 67, 77) handelt es sich um die Schriftstellerin Therese Keiter, die unter dem Pseudonym „M. Herbert“ schrieb. Der Vorname blieb bewusst gekürzt, eine Tatsache, die auch in ihrer zur zweiten Heimat gewordenen Stadt, in Regensburg, zumeist ignoriert wird. Hier gibt es nämlich bis heute eine „Maria Herbert-Straße“. Doch diese Petitesse sei hier lediglich benannt, ohne dabei beckmesserisch klingen zu wollen. Otto Weiß' grundlegende und wichtige Studie bietet seltene Einblicke in das Ringen der Katholiken um Anerkennung, die spätestens mit Kriegseintritt des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg erreicht war. Eine Fortsetzung bis in die Nachkriegszeit – wie von Weiß selbst vorgeschlagen – wäre wünschenswert (S. 246). Und wer wäre geeigneter dafür, als der Verfasser dieses Buches selbst?

Bernhard Lübbers

Stefan Schomann (Hg.), „So geht das Morden täglich weiter.“ Erinnerungen des Rotkreuzdelegierten Carl-August Graf von Drechsel 1914–1919, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 213 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2632-8.

Auf Initiative von Gerhard Hofbauer, Leiter des Rotkreuzmuseums in Regenstauf, veröffentlicht Stefan Schomann das Tagebuch des Rotkreuzdelegierten Carl-August Graf von Drechsel. Stellvertretend für die Familie von Drechsel wirkte Ferdinand Graf von Drechsel unterstützend bei der Publikation mit. Die Aufzeichnungen wurden für die Publikation redigiert, die damals gültige Rechtschreibung wurde beibehalten und der Text wurde gekürzt sowie stilistisch behutsam überarbeitet. Das Interesse sowohl der Militärgeschichtsforschung als auch der regionalen Geschichtsforschung ist heute stark ausgeprägt. Im vorliegenden Fall eröffnet sich zudem die Möglichkeit die persönliche Wahrnehmung des Krieges aus der Perspektive eines bayerischen Adligen zu erfahren. Im Vorwort skizziert der Autor, Verfasser einer umfangreichen Publikation zur Geschichte des

Deutschen Roten Kreuzes, sowohl den Entstehungshintergrund der Aufzeichnungen als auch die persönlichen Lebensumstände von Carl-August Graf von Drechsel. Der im Jahr 1874 geborene Carl-August, promovierter Jurist, leitet bei Kriegsausbruch die Güter der Familie mit Sitz auf Schloss Karlstein bei Regenstauf. Beeinflusst durch seinen Vater Karl, der über zwei Jahrzehnte als Präsident des Bayerischen Roten Kreuzes fungierte, steht für Carl-August im Juli des Jahres 1914 fest, dass er unter dem Zeichen des Roten Kreuzes als Delegierter in den Krieg, an die Westfront ziehen wird. Als Carl-August am 3. August 1914 mit dem Zug nach München fährt, um sich im Büro des Roten Kreuzes zum Einsatz zu melden, ahnt er bereits, dass dieser Konflikt „einem furchtbaren Abgrund“ gleicht, „über den hinüberzukommen nur ganz wenig Aussicht besteht“ (S.13), seine

Erfahrungen sollten dies bestätigen. Dem Rot-Kreuz-Delegierten wird im Landeskomitee, dem Leistungsgremium der freiwilligen Krankenpflege und nun Zentrum der Kriegstätigkeit des Roten Kreuzes, vorerst eine Bürotätigkeit zugeteilt, was ihn aufgrund seines Tatendrangs enttäuscht. Nachdem er die ersten Kriegstage in München verbracht hatte, führen ihn verschiedene Dienstreisen in unterschiedliche Lazarette an der Westfront in die Vogesen und letztendlich zu Stellungen in der Etappe – im Rückraum der Front – um die „Kriegsweihnachten“ für die Soldaten vorzubereiten, dennoch kann er die Weihnachtstage sowie den gesamten Januar aufgrund einer Erkrankung zu Hause bei der Familie verbringen. Das zweite Kriegsjahr, gleichzeitig das zweite Kapitel, beginnt für Carl-August mit dem Antritt des ersehnten Delegiertenpostens in der Etappe rund um Metz, wo er sogleich mit den Schwierigkeiten zwischen den militärischen Stellen und dem freiwilligen Personal konfrontiert ist. Der eigentliche Dienstort ist Mars-la-Tour, die Tätigkeit bis Ende des Jahres 1916 erscheint hier als eine Art Routine, obgleich der Schrecken des Krieges vor allem bei den Visiten der Krankensammelstellen im Dienstkreis des Grafen eindrücklich beschrieben wird. Aufgrund gesundheitlicher und dienstlicher Gründe verlässt Carl-August Ende 1915 sein persönliches „Paradies der Etappe“ (S. 90) in Richtung Metz. Entgegen der Annahme, dass die Erinnerungen Carl-August aufgrund des Kriegsalltags in der Etappe retardierend und eintönig wirken könnten, werden vor allem im dritten Kapitel über den Dienst in Metz von 1916–1918 eindrucksvoll die Erlebnisse geschildert und verarbeitet. Gelingt ihm doch seine persönliche Wahrnehmung, vor allem hinsichtlich des zivilen Lebens, mit dem Arbeitsalltag zu verknüpfen und zu erleben. Hier wechseln sich Beschreibungen der Stadt Metz mit den Kriegshandlungen, vornehmlich Bombardements aus der Luft, der Organisationsstruktur des Roten Kreuzes oder persönlichen Nachrichten, wie der Geburt seines Sohnes,

ab. Zwischen der Leitung des sogenannten Liebesgabendepts, also Spenden aus der Heimat, der Vertretung im bayerischen Kriegslazarett und der regulären Arbeit als Etappendelegierter findet Carl-August immer wieder Zeit entweder als Dienstreise oder sehr selten als Freizeitreise nach Belgien, Trier oder in die Heimat zu fahren, auch wenn der Anlass nicht immer erfreulich ist. Am Ende des dritten Kriegsjahrs resümiert der Graf folglich niedergeschlagen: „... täglich fließt das Blut in Strömen, und ein Ende ist noch nicht abzusehen“ (S. 127). Das Jahr 1917 beschreibt Carl-August als Kulmination der schwankenden Stimmung zwischen Mut, der sich bei ihm aus den Besuchen der Heimat speist, und Hoffnungslosigkeit, die aus den militärischen Rückschlägen resultiert. Verständlicherweise überwiegen nach der Wende an der Westfront die negativen Erlebnisse, der ungeordnete Rückzug, das „unbeschreibliche Gewirr“ von Soldaten, Zivilen und Maschinen, dazwischen Verwundete und Tote. Bei Anbruch des letzten Kriegsjahrs, „die letzten Tage“ (S. 171), verabschiedet sich Carl-August Graf von Drechsel aus Metz nach Diedenhofen (frz. Thionville), die Etappeninspektion muss verlegt werden. Den Zusammenbruch, die Ausrufung der Republik, die Unterzeichnung des Waffenstillstands und die Abreise aus Frankreich erlebt er teilweise in Ahnungslosigkeit, vor allem was die Zukunft betrifft. Seine Aufzeichnungen enden in der Heimat, in Karlstein, mit einer „Heimkehrerfeier“, selbstverständlich von der gräflichen Familie organisiert. Ein Beitrag von Stefan Schomann über die „Bayerischen Rotkreuzhelfer im Ersten Weltkrieg“, dem „Bindeglied zwischen der militärischen Sphäre und der Zivilgesellschaft“ (S. 204), steht als Art Epilog am Ende der Tagebuchaufzeichnungen. Die Erinnerungen des Rotkreuzdelegierten Carl-August Graf von Drechsel sind ein lohnendes Werk im Stile eines klassischen Tagebuchs, das seinem populärwissenschaftlichen Anspruch genügt.

Raffael Parzefall

Albrecht Bald, „Braun schimmert die Grenze und treu steht die Mark!“. Der NS-Gau Bayerische Ostmark/Bayreuth 1933–1945: Grenzgau, Grenzlandideologie und wirtschaftliche Problemregion (Bayreuther Rekonstruktionen 2), Bayreuth: Bumerang 2014, 560 S.: ill.; ISBN 978-3-929268-27-0.

Die NSDAP gliederte sich zwischen 1925 und 1945 in Gaue. Ansatzpunkt für die Unterteilung waren dabei üblicherweise die Grenzen der jeweiligen Regierungsbezirke. Doch es gab auch andere, von persönlichem Machtstreben der jeweiligen Gauleiter dominierte Zuschnitte. So gelang es dem Gauleiter von Oberfranken, Hans Schemm, bei Adolf Hitler im Januar 1933 durchzusetzen, die Gaue Oberpfalz/Niederbayern sowie Oberfranken zum Gau „Bayerische Ostmark“ zu vereinigen. Gauhauptstadt wurde Bayreuth, Schemms Heimatstadt und Wohnsitz. Gerade für Oberpfälzer und Niederbayern war Bayreuth eine „ferne Hauptstadt“ (S. 156). Damit begann auch Hans Schemms Wirken als „Vater der Bayerischen Ostmark“ (S. 42). Der neugebildete Gau mit enormen Ausdehnungen an der Grenze zur Tschechoslowakei gelegen, sollte nach Hitlers Willen ein „Bollwerk gegen die Slavengefahr“ werden, und Schemm sowie seine Nachfolger taten alles dafür, diesen Auftrag des „Führers“ mit Leben zu füllen. Im Namen „Ostmark“ schwang also eine „Wehr- und Verteidigungsfunktion“ mit (S. 16). Zugleich versuchte die Grenzlandideologie der Nationalsozialisten, die in diesem Buch im Mittelpunkt steht, aus den Bewohnern dieser grenznahen Regionen Bayerns „Ostmärker“ zu machen, mithin also eine eigene Identität zu schaffen. Besonders der Personenkult um Gauleiter Hans Schemm, der bereits zu seinen Lebzeiten beachtliche Ausmaße annahm, sollte das Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Dabei hätten die Gegensätze der in diesem Gau vereinigten Gebiete in wirtschaftlicher, konfessioneller und demographisch-struktureller Hinsicht kaum größer sein können. Als der Gauleiter im März 1935 starb, setzte ein regelrechter Totenkult um seine Person ein. Schemms Nachfolger als Gauleiter, Fritz Wächtler, förderte das Andenken an Schemm als „guten Nazi“. Aber auch auf dem kulturellen Sektor versuchte man eine regionale Identität auszubilden. Neben dem Bemühen um die Literaten, lag die Aufmerksamkeit auch bei anderen Künsten. Beispielsweise galten die Regensburger Domspatzen als musikalische Aushängeschilder des Gaues

und erfuhren entsprechende Förderung (S. 252 ff.). Ein großer Abschnitt des Buches ist der Analyse der NS-Grenzlandideologie gewidmet. Hier zeigt sich in besonderer Weise, zu welchen Mitteln gegriffen wurde, um den Begriff und mit ihm eine eigene Identität der Bewohner des Gaues zu etablieren: So richtete Gauleiter Schemm 1934 in München einen „Ostmark-Laden“ ein, um Waren aus der Region in der Großstadt zu präsentieren, und bereits im Winter 1933/34 hatte er die Komposition einer eigenen Gau-Hymne ange-regt (S. 292). Sein Nachfolger als Gauleiter, Fritz Wächtler, gründete 1938 sogar eine „Forschungsgemeinschaft Bayerische Ostmark“. Zahlreiche Denkmäler, Bauten und Einrichtungen trugen den Begriff „Ostmark“ im Namen. In Regensburg und Passau wurden etwa eigene Ostmarkmuseen gegründet. Auch symbolische Begriffe sollten die Haltung metaphorisch übersetzen: Kaum eine Propagandaschrift dieser Zeit, die nicht die Begriffe „Wald“ und „Granit“ in Beziehung mit dieser Region setzte (S. 327). Dabei galt es, sich gegen die Bedrohung durch die Tschechen, die oft mit dem böhmischen Wind, dem „Böhmischen“ gleichgesetzt wurde, zu behaupten. Der Oberpfälzer Arzt und Dichter Dr. Heinz Schauwecker fasste dies in folgenden, damals oft zitierten Versen zusammen:

„Laß' ihn nur wehen, den böhmischen Wind!
Wo unsere Väter gestanden sind,
Wurzeln im Boden wir gleich unserem Wald,
Trutzen dem Wind und fremder Gewalt!“

Auch große wirtschaftspolitische Unternehmungen sollten die „ostmärkische Idee“ stützen, darunter eines der größten Straßenbauprojekte des NS-Staates überhaupt, die „Ostmarkstraße“, die von Hof über Weiden, Cham und Regen nach Passau führen sollte (S. 448–452). Sie wurde erst nach 1945 fertiggestellt und behielt auch noch lange ihren ursprünglichen Namen. Doch trotz aller Bemühungen: Die „Ostmark“ blieb ein nationalsozialistisches Konstrukt, nach dem Ende der Hitlerdiktatur zerfiel sie wieder in ihre ursprünglichen Bestandteile. Nur noch wenige Relikte erinnern bis heute an die Versuche

der Nationalsozialisten, ein „ostmärkisches“ Bewusstsein im Grenzland zu Tschechien zu schaffen, darunter eine Tankstelle bei Rötz, die den Namen „Ostmarktank“ trägt, eine Ostmarktstraße in Bayreuth sowie die Ostmarkt-Kaserne in Weiden. Albrecht Bald, pen-

sionierter Lehrer aus Selb, hat mit dieser Monographie ein umfassendes Werk vorgelegt, das hochinteressante Einblicke in die Zeit des Nationalsozialismus in der Region erlaubt.

Bernhard Lübbers

Facetten des Nationalsozialismus in der Oberpfalz. Ergebnisse des wissenschaftlichen Symposiums am 9. November 2013 in Amberg (Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Amberg 6) Amberg: Stadtarchiv Amberg 2014; 256 S.: ill.; ISBN 978-3-924707-11-8.

Das Stadtarchiv Amberg bietet mit der Publikation „Facetten des Nationalsozialismus in der Oberpfalz“ die Ergebnisse eines wissenschaftlichen Symposiums, das am 9. November 2013 in Amberg stattfand, als einen kleinen Sammelband an. Als sechster Band der Reihe „Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Amberg“ erschienen sechs Aufsätze, die die Zeit des Nationalsozialismus in den Städten Amberg, Schwandorf, Neumarkt, Weiden und Sulzbach-Rosenberg behandeln. Im ersten Beitrag beschreibt Johannes Laschinger, Leiter des Stadtarchivs in Amberg, das „Judenpogrom in Amberg“ in der Nacht von 9. auf den 10. November 1938 infolge der von den Nationalsozialisten „entfachten“ Reichspogromnacht. Die Rekonstruktion dieser Ereignisse vollzieht Laschinger eindrucksvoll, hauptsächlich anhand eines Akts der Staatsanwaltschaft Amberg, der die juristische Perspektive auf die in dieser Nacht geschehenen Verbrechen gegen die Amberger jüdischen Glaubens widerspiegelt und damit die anschließende Auslöschung des jüdischen Lebens in der Stadt überhaupt. Chronologisch und detailliert werden die Voraussetzungen und der „Auftakt in Amberg“ zu diesem Pogrom geschildert, vor allem die unrühmliche Rolle des Kreisleiters Dr. Artur Kolb, als Vertreter der NSDAP, sowie des damaligen Oberbürgermeisters von Amberg, Josef Filbig. Die Durchführung des Pogroms oblag der SA, die Initiierung der Partei, sodass die systematische Verwüstung, Schändung und letztlich die völlige Zerstörung der Synagoge sowie die Verhaftungen von Bürgern jüdischen Glaubens durch unterschiedliche nationalsozialistische Kräfte erfolgte, die im Prozess im Jahr 1947 allerdings zu keinerlei strafrechtlichen Rechenschaft gezogen worden sind, wie Laschinger feststellt. Verurteilt wurde am Ende nur ein Teil

der damaligen Täter; „die Nazis“ fehlten dabei, so ein Angeklagter im Schlusswort der Hauptverhandlung. Erich Zweck, ein ausgewiesener Experte und Verfasser zahlreicher Werke zur Zeit des Nationalsozialismus in Schwandorf, stellt in einer umfangreichen Abhandlung die NSDAP in Schwandorf von den Anfängen bis zum Jahr 1933 dar, wobei auch ihre Entwicklung in der gesamten Oberpfalz sowie überregional eingehend beleuchtet wird. Beginnend mit der Gründung der Partei im Jahr 1920 beschreibt Zweck das politische Milieu in Schwandorf in den ersten Jahren der Weimarer Republik. Gestützt auf zahlreiche Quellen gelingt es ihm den vermeintlich latenten Antisemitismus in der Bevölkerung, die politischen Kämpfe zwischen den Mitgliedern der NSDAP bzw. des Völkischen Blocks und anderen Parteien sowie die „Wiederbelebung der NSDAP“ nach dem Hitler-Putsch aufzuzeigen. Sowohl die organisatorische Entwicklung als auch die politische Einflussnahme der Ortsgruppe der NSDAP in Schwandorf verlief in den ersten Jahren nach der Wieder- bzw. Neugründung im März 1925 wenig erfolgreich, wie Zweck attestiert. Ab 1929 entwickelte sich die NSDAP unter der Führung von Karl Schaeffer zu einer organisierten Partei, die in der Öffentlichkeit zwar häufig aggressiv agitierte, jedoch einen großen politischen Erfolg bis zum Jahr 1933 nicht verzeichnen konnte. Die Vita und das Wirken von Dietrich Eckart, einem aus Neumarkt i. D. OPf. stammenden Dichter, der vor der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten als Förderer und Wegbereiter Hitlers auftrat und eine dementsprechende Huldigung nach seinem Tod 1923 erfuhr, beleuchtet Ludwig Härteis, Ortsheimatpfleger des Marktes Lauterhofen. Der Wandel bei Eckart zum politisierenden Intellektuellen trat nach dem Ersten Welt-

krieg ein, als er mit einem Hetzblatt in München die Aufmerksamkeit der völkischen Kreise auf sich zog und anschließend als „Türöffner“ zu einflussreichen Persönlichkeiten und Geldgebern sowie als eine Art „Imageberater“ Hitlers fungierte. Als Gegenleistung wurde er zum Chefredakteur des „Völkischen Beobachters“ ernannt. Sein Wirken wurde, nach seinem Tod infolge einer Inhaftierung wegen der vermeintlichen Teilnahme am Hitler-Putsch am 26. Dezember 1923, von den Nationalsozialisten mit einem Denkmal in Neumarkt honoriert. Neumarkts „verlorener Sohn“ wurde auch in der Nachkriegszeit gewürdigt, als „Heimatlidener“. Seine antisemitische Haltung missachtete man dabei und relativierte damit seine wahre gesellschaftliche Rolle, erst in den letzten Jahren fand eine adäquate Auseinandersetzung mit dessen Persönlichkeit statt, so Härteis. Die sogenannte „Arisierung“ und die damit verbundene Diffamierung, Inhaftierung und letztlich Ermordung der jüdischen Bürger in Weiden stellt Sebastian Schott, wissenschaftlicher Mitarbeiter im Stadtmuseum Weiden und profunder Kenner der jüdischen Geschichte in Weiden, dar. Hervorzuheben ist dabei die überzeugende Quellenbasis, welche seinem Aufsatz zugrunde liegt. Schott stellt zu Beginn die wirtschaftliche Situation, die „ökonomische Basis“, der jüdischen Bürger vor und dokumentiert anschließend die Verdrängung der Juden aus dem wirtschaftlichen Leben und die Enteignung ihres Eigentums von der Machergreifung bis zum Novemberpogrom 1938. Die Hetze und das skrupellose Vorgehen der Nationalsozialisten gegen den jüdischen Viehhändler Leopold Engelmann, der gleichzeitig der jüdischen Gemeinde vorstand, sind nur ein Beispiel für die systematische „Arisierung“ und „Entjudung“ in Weiden. Vor allem nach dem Pogrom trat Oberbürgermeister Hans Harbauer als der offizielle Vollstrecker der „Arisierung“ auf und zog Grundstücke und Immobilien jüdischer Bürger ein, auch im eigenen Interesse – so auch im Fall Engelmann. Die „Arisierung“ und „Entjudung“ in Weiden endete in letzter Konsequenz mit der Deportation und Ermordung der jüdischen Bürger, nachdem ihnen jegliches Recht auf Ausübung eines Berufs, auf Besitz sowie kulturelles und religiöses Leben abgesprochen worden war. Die jüdische Gemeinde in Amberg, die zu Beginn der nationalsozialisti-

schen Herrschaft 83 Personen umfasste, war in die nichtjüdische Bevölkerung integriert, z. T. assimiliert. Dieter Dörner, Kreisheimatpfleger im Landkreis Sulzbach-Amberg, beschreibt die Situation und Entwicklung der Bevölkerung jüdischen Glaubens im Zeitraum 1933 bis 1942. Chronologisch schildert er also den „Status der Gemeinde“, die „Judenfeindschaft“ zur Zeit der Machtübernahme und vor allem den „Leidensweg der Amberger Juden“ bis ins Jahr 1942. Die jüdischen Händler und Unternehmen, aber besonders das Kaufhaus ERWEGE, das von einem Würzburger Juden betrieben worden war, spürten die Repressalien der Nationalsozialisten. Die Ausgrenzung steigerte sich zur „Arisierung“, die umfassend vollzogen wurde, d. h. auch die Synagoge wurde beschlagnahmt, deren Inneneinrichtung indes in der Reichspogromnacht komplett zerstört worden war – siehe Beitrag von Johannes Laschinger.

„Auf tragische Weise [hat Amberg] über 70 seiner in das gesellschaftliche und kulturelle Leben meist integrierten und im wirtschaftlichen Geschehen bedeutenden Mitbürger durch den nationalsozialistischen Rassenwahn verloren“, resümiert Dörner am Ende seiner aufschlussreichen Ausführungen. Den Abschluss des Sammelbandes füllt der Beitrag von Bernhard Piegsa, der mit einer Umbenennung eines Brecht'schen Titels beginnt und weiter den „aufhaltsamen Aufstieg der NSDAP in Sulzbach/Rosenberg“ analysiert. Bis zur Machtergreifung Hitlers war der politische Einfluss der NSDAP trotz der Propaganda im Vergleich zum anderen Städten in der Oberpfalz nicht groß. Der damalige NSDAP-Kreisleiter und Propagandist Paul Arendt, „die Seele des Nationalsozialismus im Sulzbacher Land“, stieg nach der „nationalen Revolution“ zum Bürgermeister der Doppelstadt Sulzbach-Rosenberg auf. Unter seiner Ägide wurden Sulzbach und Rosenberg „auf Linie“ gebracht, eher mühsam, weil er stets um das Wohlwollen der Bürger buhlen musste, wie Piegsa darstellt. Der „aufhaltsame Aufstieg“ von Arendt endet bereits 1936, die NSDAP verliert ihre „Eigenständigkeit“ als 1938 die Partei ihre Kreisleitung aus der Stadt abzieht. Als letzter Hinweis auf jüdisches Leben überstand die Synagoge in Sulzbach die Zeit des Nationalsozialismus und existiert heute noch, von der jüdischen Bevölkerung hingegen waren bereits vor der

Machtergreifung nur noch ein paar wenige Personen in Sulzbach-Rosenberg ansässig. Der Sammelband fasst die „Facetten des Nationalsozialismus“ eigentlich in der nördlichen Oberpfalz zusammen. Vornehmlich werden dabei die „Arisierung“ und die „Entjudung“ übergreifend analysiert, also die systematische Vernichtung der Juden zentral

behandelt. Somit ist der vorgelegte Symposiumsband insbesondere diesem Thema verpflichtet und geht ferner in der Konsequenz des Themas auf die Entwicklung des Nationalsozialismus in der nördlichen Oberpfalz ein. Der Band ist als Lektüre zur historischen Oberpfalz mit Nachdruck zu empfehlen.

Raffael Parzefall

Peter Schmoll, Luftangriffe auf Regensburg. Regensburg und die Messerschmittwerke im Fadenkreuz, Regensburg: Gietl Verlag 2015; 254 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-86646-310-3.

Vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg. Gerade für Regensburg ist damit in der Rückschau auch der Erhalt der historischen Altstadt verbunden. Nur wenige Städte von der Größe und strategischen Bedeutung Regensburgs haben so wenige Schäden durch Luftangriffe zu verzeichnen. Dabei wuchs die Gefahr eines Angriffs auf die Altstadt mit zunehmender Dauer des Krieges und hätte die sichere Vernichtung eines Großteils der historischen Bauten zur Folge gehabt. Diesem Thema widmet sich seit Jahrzehnten der Autor Peter Schmoll. Vor 20 Jahren wurden die Ergebnisse seiner Recherchen erstmals unter dem Titel „Luftangriff. Regensburg und die Messerschmittwerke im Fadenkreuz 1939 – 1945“ veröffentlicht. Dieser Band ist nun in einer überarbeiteten und großformatigen Neuauflage erschienen. Im Vergleich zur Erstauflage sind gleich zu Beginn einige Kapitel hinzugekommen. Darin werden Ausrüstung und Leistungsfähigkeit der U.S. Air Force und der Deutschen Luftwaffe gegenübergestellt sowie die Auswirkungen der Luftangriffe geschildert. Im folgenden Abschnitt wird die strategische Bedeutung Regensburgs als Ziel amerikanischer Bomberverbände erörtert. Dieses Kapitel rückt gegenüber der Erstauflage nicht mehr nur die Messerschmitt-Werke in den Fokus, sondern berücksichtigt nun in Teilkapiteln auch weitere industrielle, infrastrukturelle und militärische Ziele. Hierzu zählen vor allem die Donauhäfen mit ihren Treibstofflagern und Hydriereinrichtungen. Daneben kam Regensburg mit Bahnverbindungen nach Hof, Ingolstadt, München, Nürnberg und Wien

eine besondere Rolle als Verkehrsknotenpunkt zu. Schließlich war die Stadt Divisionsstandort und beherbergte gleich mehrere Kasernen; ein Stadtteil trägt daher noch heute den Namen Kasernenviertel. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Luftschutz. Im Einzelnen wird dessen organisatorischer Aufbau, Brandschutzmaßnahmen, der Bau von Bunkern und Luftschutzräumen sowie entsprechende Luftschutzübungen beschrieben. Hier findet sich auch eine Abbildung der mit Tarnnetzen versehenen Walthalla. Nicht eingegangen wird jedoch auf ähnliche Maßnahmen, die zur Tarnung von Gebäuden im Stadtbereich vorgenommen wurden. So erhielten die Werksgebäude der Messerschmitt AG und die Siedlung „Göring-Heim“ einen Tarnanstrich. Noch heute zu sehen ist die Bemalung etwa am Schornstein der Brauerei Bischofshof. Äußerst knapp wird auch auf Maßnahmen zum Schutz von Kunst- und Kulturschätzen verwiesen. Angesichts der jüngst hierzu erschienenen Forschung hätte diese Thematik eine ausführlichere Schilderung erfahren dürfen.¹ Im Folgenden widmet sich der Autor den Einrichtungen zur Luftverteidigung. Die Angaben zu den in Regensburg befindlichen Flugabwehrgeschützen werden durch einen ausführlichen Zeitzeugenbericht eines damals als Luftwaffenhelfer eingesetzten Schülers veranschaulicht. Zudem wird mit der ab 1943 eingesetzten „Industriestaffel Messerschmitt-Regensburg“ eine besondere Einheit vorgestellt. Zivile Piloten der Messerschmitt Einflugabteilung und Soldaten der Luftwaffe sollten hier gemeinsam zur Verstärkung des

¹ Bernhard FUCHS, Die Sicherung und Bergung der Regensburger Kunstschatze und Archive während des Zweiten Weltkrieges, in: VHVO 152 (2012) S. 287–307.

Luftschutzes über Regensburg beitragen. Den Hauptteil des Buches nimmt die minutiöse Rekonstruktion der über 15 amerikanischen und eines britischen Luftangriffs auf die Stadt und Umgebung Regensburgs von August 1943 bis April 1945 ein. Dabei wird der jeweils angreifende Verband mit den verwendeten Flugzeugtypen und der abgeworfenen Bombenlast detailliert beschrieben. Geschildert werden auch die, angesichts der Übermacht von hunderten gleichzeitig angreifenden Bombern, verzweifelt und aussichtslos wirkenden Abwehrmaßnahmen von deutscher Seite. Ausführlich werden die entstandenen Schäden an Gebäuden und der Infrastruktur im Stadtgebiet sowie die Zahl der bei den Angriffen Verletzten und Getöteten angegeben. Mit einer Fülle an Abbildungen, Zitaten aus historischen Dokumenten und Zeitzeugenaussagen werden die dramatischen Ereignisse vor Augen geführt. Grundsätzlich wird den amerikanischen Angriffen ein großes Maß an Präzision attestiert. So konzentrierten sich die Schäden vor allem auf die Produktionsanlagen von Messerschmitt in Prüfening und Obertraubling, das Gebiet um den Hafen, die Bahnhofsanlagen und die Kasernen. Auf Grund der Bombardierungen und Zerstörungen wurde die Flugzeugfertigung bereits ab 1943 zunehmend an Orte außerhalb Regensburgs verlagert. Nach einer Vielzahl an Bombardements war das endgültige Aus für den Ölhafen hingegen erst im April 1945 gekommen. Von den Angriffen kaum betroffen waren die Stadtteile Reinhausen, Stadtamhof und Steinweg. Hier befanden sich keine Ziele für die Bomberverbände. Dennoch waren etwa im Bereich der Altstadt zahlreiche Schäden zu beklagen. Hierzu zählten etwa das Städtische Lagerhaus am Donaumarkt, die Stiftskirche von Obermünster, die Minoritenkirche, die Alte Kapelle oder das Erhardihaus. Auch die städtische Infrastruktur, beispielsweise die Kanalisation, wurde im Verlauf des Krieges empfindlich getroffen. Durch den zusätzlichen Mangel an Treibstoff kam es zu gravierenden Engpässen bei der Versorgung der Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser. Die

Folge war eine Ruhr- und Typhuswelle. Mehrere Luftangriffe auf Regensburg führten zu besonders tragischen Ereignissen. Die eigens errichteten Luftschutzräume stellten sich als unzureichend dar. Bei direkten Treffern hielten sie nicht stand und forderten besonders viele Verletzte und Tote. Beim Angriff auf das Messerschmitt-Werk in Prüfening vom 17. August 1943 waren etwa ungleich mehr Opfer in den Schutzräumen zu beklagen als außerhalb dieser. Erwähnung finden auch zahlreiche Schäden, die im Zuge der Angriffe außerhalb Regensburgs zu verzeichnen waren. Zur Sprache kommt eine große Zahl von Ortschaften der Oberpfalz und von Niederbayern, weshalb zur leichteren Orientierung der Neuauflage ein Ortsregister zu wünschen gewesen wäre. In weiteren Kapiteln wird auf die Tieffliegerangriffe auf Regensburg der Jahre 1944 und 1945 eingegangen sowie das Kriegsende und die Übergabe der Stadt an die US-Armee skizziert. Abschließend zeigt eine Auswahl an Fotografien die Bergung von Blindgängern und Bombensplittern im Raum Regensburg. Dieses verborgene Erbe des Weltkriegs zeugt bis heute vom Ausmaß und der Zerstörungskraft der Luftangriffe und stellt noch immer eine große Gefahr dar, wie jüngst die Bombenfunde in Neutraubling und Schwabelweis bewiesen. In einem ausführlichen Anhang wird anhand mehrerer tabellarischer Übersichten zu den einzelnen Luftangriffen, den dabei abgeworfenen Bombenlasten, den Opferzahlen und dem Ausmaß des zerstörten Wohnraumes im Raum Regensburg eine Bilanz der Luftangriffe gezogen. Auf Fußnoten wurde verzichtet, was der Historiker vermisst, den historisch interessierten Leser jedoch kaum stören wird. Leider sind die seit der Erstauflage des Buches neu erschienen Titel zum Thema nicht berücksichtigt worden, wie das unveränderte Literaturverzeichnis zeigt. Dennoch liegt mit der vorliegenden Neuauflage eine detailreiche Beschreibung der Luftangriffe auf die Stadt und das Umfeld Regensburgs sowie dessen Auswirkungen vor.

Konrad Zrenner

Peter Schmoll, Die Luftangriffe auf Kumpfmühl im Zweiten Weltkrieg (Der Vitusbach 3), Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2014; 48 S.; zahlr. Ill.; ISBN 978-3-937527-75-8.

In der Reihe „Der Vitusbach“ widmet sich Peter Schmoll den Auswirkungen der Luftangriffe während des Zweiten Weltkriegs auf Kumpfmühl. Die Ausführungen folgen dabei im Wesentlichen dem umfangreichen Werk über die Luftangriffe auf Regensburg desselben Autors. Dabei wird in einleitenden Kapiteln auf die strategische Bedeutung der Stadt Regensburg in den Planungen der Alliierten, die Luftschutz- und Verteidigungsmaßnahmen vor Ort, sowie das Kräfteverhältnis von U.S. Air Force und Deutscher Luftwaffe eingegangen. Schlaglichtartig werden im Folgenden die Bombenangriffe auf Regensburg und ihre Auswirkungen chronologisch dargestellt. Ausführlich wird, gemäß dem Titel, auf die Folgen der Angriffe für den Stadtteil Kumpfmühl eingegangen. So wurden etwa nach der Bombardierung der Messerschmitt-Werke am 17. August 1943 für einen Teil der Opfer Massengräber auf dem Oberen Katholischen Friedhof angelegt. Der Angriff vom 22. November 1944, der vor allem dem Regensburger Güterbahnhof galt, traf auch Kumpfmühl. Besonders die Infrastruktur wurde schwer beschädigt. Die Kumpfmühler Brücke war vollkommen zerstört und die Gleisanlagen in diesem Bereich stark in Mitleidenschaft gezogen. Auch die Bahnbetriebswerke wurden getroffen oder konnten wegen der beschädigten Gleise nicht genutzt werden. Die Gas- und Telefonleitun-

gen waren unterbrochen. Zudem bestand für die Bevölkerung immer die Gefahr von weiteren Explosionen durch Langzeitzünder und Blindgänger. Bei dem Angriff am 28. Dezember 1944 wurde das Zentrum des Stadtteils, die Kumpfmühler Straße, von mehreren Bomben getroffen. Zahlreiche weitere Straßenzüge und Gebäude wurden in Mitleidenschaft gezogen. Dabei wurde beispielsweise die Kumpfmühle fast vollständig zerstört, die Theresienkirche sowie die Wolfgangskirche schwer beschädigt. Zahlreiche Bewohner verloren ihre Wohnungen und waren zeitweise obdachlos. Tragischerweise war auch ein Luftschutzkeller getroffen worden und forderte allein 15 Tote. Infolge des Angriffs fiel die Wasserversorgung, wie auch in anderen Stadtteilen, vollständig aus.

Trotz des kleinen Formats illustrieren zahlreiche Abbildungen den Band. Hierdurch kann ein Eindruck vom Ausmaß der Zerstörungen an den Gebäuden und dem Leid für die Bevölkerung vermittelt werden. 2013 wurde vor dem Bürgerheim in Kumpfmühl eine Tafel zum Gedenken an die Opfer des Luftangriffs vom 28. Dezember 1944 enthüllt. Mit der Herausgabe dieses Bandes hat der Geschichts- und Kulturverein Regensburg-Kumpfmühl eine umfassende schriftliche Würdigung dieses tragischen Kapitels der Kumpfmühler Geschichte vorgelegt.

Konrad Zrenner

Robert Werner, Braune Flecken auf dem Priesterrock. Studien zur Verleugnung und Verdrängung der NS-Vergangenheit der Regensburger Theologen Josef Engert, Rudolf Graber und Theobald Schrems, Regensburg: walhallanet 2015; 157 S.; ISBN 878-3-9814689-6-0.

Das hier besprochene Buch ist bemerkenswert: Es spiegelt die Art und Weise wider, wie in Regensburg mit der Geschichte des Nationalsozialismus von gesellschaftlichen aktiven Akteuren und Kommunalpolitikern, die sich mit historischen Argumenten um eine

aktuelle, neue Gedenkkultur¹ bemühen, umgegangen wird. Das Vorhaben dieses Buches, welchem die Ausführungen von Robert Werner in der Internetplattform „Regensburg Digital“ zugrunde liegen (S. 11), erinnert gewiss an die „Geschichtswerk-

¹ „Seit November 2013 moderieren die Volkshochschule Regensburg und das Evangelische Bildungswerk den Runden Tisch „NS-Gedenkkultur.“ Vgl. Gedenkweg zum 23. April 1945, in: URL www.regensburg.de/rathaus/aktuelles/ansprachen-und-reden/ob-wolbergs/gedenkweg-zum-23-april-1945 [18. 6. 15].

statt² der 1980er Jahre³. Positiv wirkt die Publikation jedenfalls durch das mittelbar wahrnehmbare Plädoyer, sich mit dem Nationalsozialismus und seiner Geschichte in Regensburg intensiver als bislang üblich auseinander zu setzen. Dabei ist allerdings zunächst von Interesse, was das Buch tatsächlich bietet, war doch die Geschichtswerkstatt in wissenschaftlichen Kreisen nicht unumstritten⁴. Der rote Faden der Publikation und ihre Hauptthese ist: Gerhard Ludwig Müller, ehemaliger Bischof von Regensburg (2002–2012) und gegenwärtiger (2015) Kurienkardinal sowie Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre der katholischen Kirche setzte die Kritiker am sexuellen Kindermissbrauch innerhalb der römisch-katholischen Kirche mit der Propaganda Joseph Goebbels von 1941 gleich. Dies diskreditiere, so der Autor Werner wie auch der Verfasser des Vorwortes, Stefan Aigner, die Aufklärer des sexuellen Missbrauchs, dabei „rede Müller die Verfolgungssituation der katholischen Kirche während der NS-Zeit herbei, die so nicht den Tatsachen entspreche“ (bes. S. 10, ferner S. 69, 113, 128, 147 f.). Die drei Lebensläufe von Engert, Graber und Schrems – letzterer war übrigens kein Theologe, sondern Kirchenmusiker und Domkapellmeister –, sollen exemplarisch diese Hypothese belegen, um Kardinal Müller zu widerlegen. Joseph Engerts Persönlichkeit wird in der Hauptsache auf der Grundlage seines Nachlasses skizziert. Werner gelingt es plausibel und quellenmäßig sicher nachzuzeichnen, wie aus einer deutsch-völkischen Einstellung,

die „ein sehr großer Bevölkerungsanteil“ (S. 20) mit Engert teilte, indem der demokratische Freistaat abgelehnt wurde, ein immer extremerer Befürworter völkisch-rassistischer Einstellungen wurde. Letztlich schlug Engert einen opportunen Weg ein, der seinen Ausdruck in einem verbalen Antisemitismus fand (S. 31–34), um auf diese Weise als römisch-katholischer Geistlicher seine eigene akademische Karriere während des Nationalsozialismus zu fördern. Der Beitrag zu Engert endet mit einem politischen Appell: Der frühere, nach Engert benannte Preis der Stadt Regensburg solle den jüdischen Historiker Raphael Strauß als Namensträger und Vorbild haben – ein legitimer Vorschlag, der gleichwohl im Internetblog „Regensburg Digital“ oder in der Presse besser platziert wäre; in einer erklärten „Studie zur Verleugnung und Verdrängung der NS-Vergangenheit“ ist er aber gänzlich fehl am Platz. Der „rote Faden“, welcher die drei Persönlichkeiten verbinden soll – dies ist im Buch nicht zwingend der Ort Regensburg – wird in allen drei abgehandelten Biographien ähnlich gesponnen; dabei muss jedoch konstatiert werden, dass dieser Faden, um im Bild zu bleiben, doch recht kurz und v.a. dünn wirkt (vgl. S. 35, 45). Rudolf Graber war wie Engert auch Theologe und – dem Buchtitel nach – der Anlass für diese Publikation; hierfür spricht auch der Umfang beider Beiträge und gerade im Fall Graber der hermeneutische Charakter dieses Textabschnittes. Hier geht es tatsächlich um kritische Betrachtungen einer katholischen Reichstheologie, also

² „Geschichtswerkstatt-Gruppen haben darüber hinaus versucht, öffentliche Diskussion und politisches Handeln anzustoßen: Forderungen nach Umbenennung von Straßen und Schulen [...] sollten beitragen, das Verdrängen und Vergessen zu erschweren“. Vgl. Alf LÜDTKE, Einleitung. Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Bettina HITZER – Thomas WELSKOPP (Hg.), Die Bielefelder Sozialgeschichte. Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seine Kontroversen, Bielefeld 2010, S. 303–336, hier S. 324.

³ Geschichtswerkstätten lag die Überzeugung zugrunde, dass „jede und jeder mitmachen können, wenn es um die Beschäftigung mit der Geschichte im eigenen lebensweltlichen Umfeld ging.“ Vgl. Thomas LINDENBERG, „Alltagsgeschichte“ oder: Als um die zünftigen Grenzen des Faches noch gestritten wurde, in: Martin SABROW – Ralph JESSEN – Klaus GROSSE KRACHT, Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Grosse Kontroversen seit 1945, S. 74–91, hier S. 77. Dies trifft für Werner zu: „Der Regensburger Werner bewegt sich damit eigentlich auf fachfremdem Terrain – er ist studierter Ingenieur.“ Vgl. den Artikel: Fragezeichen hinterm frommen Schein, in: Der Neue Tag Nr. 47 vom 20.05.2015.

⁴ Die Geschichtswerkstatt-Bewegung wurde „einer fundamental unwissenschaftlichen, d. h. aufklärungsfeindlichen Einstellung und Praxis“ bezichtigt. Vgl. LÜDTKE, Einleitung (wie Anm. 2) S. 308.

des Versuchs, eine Brücke zwischen Christentum und Nationalsozialismus zu schlagen. Der Verfasser analysiert diese Theologie anhand von Grabers Schriften und weiterer Äußerungen aus dem Umfeld des Äbu (Älterenbundes im Bund Neudeutschland). Der gewählte biographische Zugang zum Thema ähnelt sehr der häufig zitierten Studie Denzlers⁵. Die Kritik, der sich indes Denzler⁶ stellen musste, trifft für Werners Buch auch zu. Denzler wurde „ein schwarz-weiß Geschichtsbild“ oder eine schlichte Kategorisierung nach den „Kriterien ‚gut‘ und ‚böse‘“ vorgeworfen. „Grauzonen“ (Primo Levi) oder „das Grau in unendlichen Schattierungen“ (Thomas Nipperdey) fanden dabei keine Berücksichtigung. Vermisst wird an Werners Studie ferner eine Einbettung der beiden Lebensläufe in die prägenden geistigen Strömungen der Zeit. Orientierung hätten etwa die Studien von Hubert Wolf⁷ und Francesca Piombo und Gerhard Besier⁸ geben können. Theobald Schrems ist bei Werner der „Professor von Hitlers Gnaden“ (S. 45), ein allbekannter Vorwurf. Inwieweit hingegen Schrems ein überzeugter Nationalsozialist war, ist alleine aus den zahlreichen Konzerten des Domchores zwischen 1933 und 1945, auch vor Hitler persönlich, und z. B. aus der Verwendung der damaligen Grußformel „Heil Hitler“ in Schrems Korrespondenz nicht abzuleiten. Ferner entbehrt die in Werners Ausführungen zugrunde gelegte Gleichsetzung von Schrems mit dem Regensburger Domchor jeder Grundlage; sie ist deshalb schon nicht zulässig, da viele weitere Erwachsene im Umfeld des Knabenchores eine wichtige Rolle spielten. Schrems war zwar eine wichtige Persönlichkeit, aber keineswegs allein entscheidend. Überdies ist die Tatsache, dass der Chor bereits vor 1933 versuchte, sich mit Konzerten außerhalb der Kirche zu finanzieren und diese Praxis nach 1945 beibehielt, offenkundig eine Konstante,

die unabhängig vom politischen System zu sehen ist, wenngleich man dies aus moralischer Sicht freilich als störend ansehen kann. Die Affinität von Schrems zum NS-Regime, der Wehrmacht und Partei, die Werner zwar treffend feststellt, jedoch nur oberflächlich darlegt, verlangt eine umfassende Analyse seiner Persönlichkeit, um dieser Person der Zeitgeschichte gerecht zu werden: Es gilt zu urteilen und nicht zu verurteilen! Mit einer biographischen Synthese in allen drei Fällen hätte nicht nur zwischen Interessenslagen und Überzeugungen unterschieden werden können, sondern es gelänge eventuell festzustellen, wo tatsächlich verinnerlichter Nationalsozialismus oder christlicher Antisemitismus, Faschismus, Klerikalismus, Nationalismus, Opportunismus etc. jeweils am Werk war. Im Beitrag zu Schrems wird überdies augenfällig, warum der Ruf nach einer neuen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in Regensburg bei Historikern auf offene Ohren stoßen müsste. Angesichts der erwähnten Vorgehensweisen ist es fraglich, weil methodisch höchst problematisch, dass der Verfasser die mit dem NS-System konforme „Bayerische Ostwacht“ zu einer vertrauenswürdigen historischen Quelle erklärt, auch wenn er dies als bewusste Entscheidung deklariert. Die mit Hilfe dieser Quelle getätigten Aussagen anschließend mit Helmut Halter zu bekräftigen, der tatsächlich und unzweifelhaft ein „Fachmann für Regensburg unterm Hakenkreuz“ ist (S. 128), reicht zudem nicht aus. Übrigens steht im Zentrum von Halters Studie speziell die Stadtverwaltung und nicht Regensburg im Allgemeinen, also die Gesellschaft als Ganzes, ferner Verbände, Vereine, Kirchen, Parteien, etc. Eine nach wissenschaftlichen Kriterien gearbeitete Synthese zu diesen gesellschaftlichen Erscheinungsformen für die Zeit des Nationalsozialismus fehlt. Die Hauptthese der Publikation überzeugt trotz der zutreffend

⁵ Georg DENZLER, *Widerstand ist nicht das richtige Wort. Katholische Priester und Theologen im Dritten Reich*, Zürich 2005.

⁶ Vgl. Rezension von Thomas FORSTNER, in H-So-u-Kult.URL: www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-2746.

⁷ Hubert WOLF, *Pius XI. und die Zeitirrtümer. Die Initiativen der römischen Inquisition gegen Rassismus und Nationalismus*, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 53 (2005) S. 1–43.

⁸ Gerhard BESIER – Francesca PIOMBO, *Der Heilige Stuhl und Hitler-Deutschland. Die Faszination des Totalitären*, München 2004.

skizzierten Nähe aller drei römisch-katholischen Geistlichen zum Nationalsozialismus – die übrigens zu unterschiedlichen Zeiten mit Regensburg in Verbindung zu bringen wären – nur wenig, stehen doch die drei Geistlichen nicht für die gesamte römisch-katholische Kirche, weder für die Summe der Gläubigen noch für die der Kirchenämter. Es gab eben „Grauzonen“ und nicht nur Schwarz-Weiß-Malerei, auch innerhalb beider christlichen Kirchen⁹. Werner bedient sich in seiner Argumentation doch selbst Pater Rupert Meyers¹⁰ (S. 21) und erwähnt ferner den deutschen katholischen Priester Bernhard Lichtenberg (S. 68 f.), beide Geistliche und überdies römisch-katholische Opfer des Nationalsozialismus. Infrage gestellt wird bei Werner also nicht die „Verfolgungssituation der katholischen Kirche während der NS-Zeit“, vielmehr werden einige Verfolgte¹¹ nicht wahrgenommen. Erkenntnisse zu Regensburg im Nationalsozialismus aus anderen Studien werden zwar in der Literaturliste genannt, gleichwohl kommen manche Aussagen, so beispielsweise zur Theologisch-Philosophischen Hochschule Regensburg offensichtlich nur infolge der Auswertung ausge-

wählter Literatur¹² zustande¹³. Vermisst wird im Text und im Anmerkungsapparat der Name von Antonia Leugers¹⁴, die lediglich in der Literaturliste erwähnt wird. Dies zumal, da die Ähnlichkeit ihres dort aufgelisteten Aufsatzes mit der vorliegenden Publikation in Anlage, Struktur und Aussage doch verblüffend ist. Solcher Umgang mit der zitierten Literatur ist für die Wahrnehmung der Darstellung in wissenschaftlichen Kreisen wohl kaum förderlich. Abschließend ist anzumerken, dass die wesentliche Unzulänglichkeit in der vorliegenden, deklarierten „Studie“ vermeidbar gewesen wäre: Werner dokumentiert einerseits die Nähe aller drei Protagonisten zum Nationalsozialismus sehr plausibel, andererseits bricht er aus dem ihm attestierten „unparteiischen Engagement“¹⁵ gänzlich aus, ist das Buch doch höchst politisch und nicht etwa politologisch, wie nur zwei Zitate unterstreichen. Dort heißt es: „Die Verfolgungssituation der katholischen Kirche während der NS-Zeit entspreche nicht den Tatsachen“ und weiter, „Es ist zu wünschen, dass [...] sich dieser Kurswechsel weiter fortsetzt“¹⁶.

Roman Smolorz

⁹ Hier wird verwiesen auf die Arbeit von Antonia LEUGERS, Positionen der Bischöfe zum Nationalsozialismus und zur nationalsozialistischen Staatsautorität, in: Rainer BENDEL (Hg.), Die katholische Schuld? Katholizismus im Dritten Reich – Zwischen Arrangement und Widerstand, Münster 2004, S. 122–142.

¹⁰ Pater Rupert Mayer (1876–1945) war Gegner des Nationalsozialismus, Häftling des KZ Sachsenhausen, Mitglied des katholischen Widerstandes gegen den NS-Staat. Vgl. Wilhelm SANDFUCHS, Art. Mayer, Rupert, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 16, Berlin 1990, S. 553 f.

¹¹ Beispielsweise siehe bei Ulrich VON HEHL, Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung, Mainz 1985. Kritisch setzte sich mit diesem Buch inzwischen auseinander z. B. Thomas FORSTNER, Priester in Zeiten des Umbruchs. Identität und Lebenswelt des katholischen Pfarrklerus in Oberbayern 1918 bis 1945, Göttingen 2014, S. 519 ff.

¹² Vgl. Ingo SCHRÖDER, Die staatlichen philosophisch-theologischen Hochschulen in Bayern von 1923 bis 1978, Diss. Universität München 2004.

¹³ Jedenfalls wäre kritisch zumindest auf die Worte Martin Bormanns einzugehen: „Vor allem die Hochschulen in Passau, Regensburg und Bamberg sollten schnellstens aufgelöst werden, »da sie Mittelpunkte einer außerordentlich starken konfessionellen Betätigung gegen den Nationalsozialismus sind“. Vgl. Volker KOOP, Martin Bormann. Hitlers Vollstrecker, Köln 2012, S. 145.

¹⁴ Antonia Leugers wird zwar in der Literatur mit einem Beitrag zum sexuellen Kindermissbrauch und Nationalsozialismus erwähnt, ihre Erkenntnisse bleiben gleichwohl unberücksichtigt (vgl. Anm. 9). Hier hat man erneut den Eindruck, dass nur solche Beiträge in Anspruch genommen werden, die passend sind, andere, auch derselben Autorin, fallen dagegen „unter den Tisch“.

¹⁵ Dies attestiert dem Autor Prof. Dr. Georg Denzler im Geleitwort (S. 8).

¹⁶ Beide Zitate stammen von Stefan Aigner und nicht vom Verfasser, Robert Werner. Mit Kurswechsel ist hier die Abschaffung oder Umbenennung des „Josef-Engert-Preises“ gemeint (S. 72).

Franz Herrmann, *Regensburger Beat- und Popkultur. Geschichte, Bands und Tanzlokale der 60er und 70er Jahre in Regensburg und Umgebung*, Regenstauf: MZ-Buchverlag 2014; 309 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-86646-304-2.

Zeitzeugen bieten einen unschätzbaren Zugang für historische Rückblicke. Und gewinnbringend ist es, wenn sich diese selbst mit Quellen und Zeitzeugnissen zu Wort melden. Mit dem hier besprochenen, reich mit Fotos und Quellen ausgestatteten Buch liegt ein Quellenband vor, der für die Forschung zur regionalen musikalischen Kultur der 60er und 70er Jahre sehr wertvoll ist. Der Verfasser und Herausgeber Franz Herrmann war selbst Teil der Regensburger Musikszene dieser Jahre und hat Kollegen und Freunde gebeten, für das Buch mitzuschreiben – damit liegt hier eine Sammlung von Wissen vor, wie sie zum guten Teil nur von Beteiligten zusammengetragen werden kann. Dabei begegnet man nicht nur Namen von Bands und Locations, die für die heutige Stadt oft nur noch Widerhall früherer Zeiten – für andere Mitbürger vielleicht aber auch ein freudiges Wiedersehen – sind, sondern auch Berichten einer musikalischen Alltagskultur und Aufführungspraxis, die im Zeitalter von iPod und Musik-App (Plattenspieler, Kassettenrekorder und CD-Player sind mittlerweile ja auch schon fast museumsreif) höchst spannend sind. Dem kurzen Vorwort folgt ein knappes Kapitel „Umfeld und Entstehung der Beat- und Popmusik-Szene generell“ mit dem auf das Thema hingeführt wird. Hier wird deutlich, dass der Herausgeber keinen musikwissenschaftlichen Zugang gewählt hat, in der dargestellten Kürze und Unvollständigkeit des Dargestellten bleibt zu viel unberücksichtigt und auch die Tanzgeschichte ist nur fragmentarisch. Auf der anderen Seite drückt dies auch die individuelle, vielleicht ein wenig nostalgische Sicht des Musikers der damaligen Jahre aus. Auch das folgende Kapitel „Mode-Outfits/Medien/Autos“ dient eher einer kursorischen Illustration als dass es eine ausreichende musik- oder kulturhistorische Kontextualisierung liefern könnte. Schließlich umreißt das Kapitel „Übersicht der damals aktiven Bands und Musiker in und um Regensburg – Hauptbesetzung“ den im folgenden beschriebenen Quellenkorpus. Spannend wird es ab dem Kapitel „Lokale/Szene/Fans/Musikerfrauen/Musikertreffs“. Quellen- und Anekdotenfreudig blättert sich der Leser durch bekannte und unbekannte Locations,

kann in historischen Zeitungsberichten schmökern und findet eine ganz neue, wenn auch historische, musikalische Topographie von Regensburg und einigen umgebenden Städten. Das ebenso quellenreiche Kapitel „Veranstaltungen/Ereignisse/Wettbewerbe“ ermöglicht einen guten Blick auf den musikalischen Alltag der „lebenden Plattenspieler“ und die musikalische und tänzerische Infrastruktur. Den umfangreichsten Teil nimmt das Kapitel „Bandstories“ ein, in dem jetzt auch die jeweiligen Musikerkollegen – tatsächlich sind diese bis auf ganz wenige Ausnahmen männlich – von ihren Bands, Auftritten, Erfolgen und Krisen erzählen. Das sehr knappe „Quellenverzeichnis“ beinhaltet lediglich die Bildnachweise. Sprachlich wie inhaltlich liegt hier ein umfangreiches Kompendium vor, das von Praktikern geschrieben wurde, die – ausgehend von der beschriebenen Zeitspanne und den in die Jahre gekommenen Fotos – mittlerweile ihren wohlverdienten Ruhestand genießen. Umso größer ist die Initiative von Franz Herrmann zu bewerten, der hier umfangreiches und wertvolles Quellenmaterial zusammengetragen hat. Ein wenig getrübt ist die Lesefreude durch einen meist etwas deskriptiven Schreibstil, der durch oft lange Aufzählungen und Aneinanderreihungen etwas ermüdend ist; ebenso bleiben viele spannende Fragen unbeantwortet, etwa nach dem Musikeralltag in Abgrenzung zu anderen Musikformen und Bands, der damalige Skandalwert der Musik, die Bedeutung der musikalischen Technik für die Tanzpraxis oder das soziale Umfeld der Band und Locations. Und ebenso hätten Geschichten über den Wechsel in eine neue Lebensphase mit Erwerbstätigkeit und Familie, das Musizieren in späteren Jahren und auch der eine oder andere Hinweis auf die prägende Kraft der beschriebenen zwei Jahrzehnte gefreut. Diese kritischen Anmerkungen schmälern aber in keiner Weise den Quellenwert, der das vorliegende Buch darstellt und das auf eine unaufgeregte Weise eine musikalische Alltagskultur sichtbar werden lässt, die heute kaum mehr denkbar ist – nicht nur wegen der technischen Innovationen und der damit verbundenen Veränderungen beim Musikgenuss, auch angesichts der Hürden,

die die Bürokratie in den letzten Jahren für Livekonzerte aufgebaut hatte. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Band durch ähnliche Sammlungen aus späteren Jahrzehnten er-

gänzt wird, oder dass der Quellenbestand durch lebensgeschichtliche Interviews erweitert wird – denn hier warten noch viele spannende Erzählungen.

Helmut Groschwitz

Klemens UNGER – Karin GEIGER – Sabine TAUSCH (Hg.), *Brücke zum Wunderbaren. Von Wallfahrten und Glaubensbildern. Ausdrucksformen der Frömmigkeit in Ostbayern. Begleitband zur Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Regensburg 15. April bis 06. Juli 2014, Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2014; 328 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7954-2877-8*

Ausstellung und Katalog wollen einen Beitrag leisten zum 99. Deutschen Katholikentag in Regensburg 2014. Die Volksfrömmigkeit in Ostbayern wählte man als ein dafür geeignetes Thema. Die Kuratorinnen verstehen darunter ein nicht speziell „katholizistisches“ (was ist das?) Phänomen. Sie definieren Volksfrömmigkeit als „gelebte Glaubenspraxis des nichtklerikalen Individuums“. Gott sei Dank gelingt es Walter Hartinger in seinem einführenden Beitrag „Volksfrömmigkeit. Eine Hinführung“ (S. 17–28) für begriffliche Klarheit zu sorgen, die leider im Band selber nicht durchgehalten ist. Hartinger skizziert zunächst die pejorativen Bedeutungen von Volksfrömmigkeit, die weithin Volksglauben und Aberglauben gleichsetzen und darunter vor allem auch die paganen Traditionen und das magisch-animistische Weltbild der ländlichen Bevölkerung subsumieren. Deshalb hat Wolfgang Brückner vorgeschlagen, den Begriff Volksfrömmigkeit aus dem Verkehr zu ziehen. Hartinger schließt sich diesem Vorschlag nicht an. Zum einen weil in der wissenschaftlichen Beschäftigung der Begriff weiter usuell ist, zum anderen kann der Begriff auch von seinen inhärenten Konnotationen gereinigt werden. Hartinger schlägt vor, nicht von der Volksfrömmigkeit schlechthin zu sprechen, sondern von jeweils zeitspezifischen Ausformungen. Entgegen dem Definitionsvorschlag der Kuratorinnen bezieht Hartinger den Glaubensausdruck der Geistlichen mit ein, da sich dieser seiner Meinung nach im behandelten Zeitraum oft nicht von dem der betreuten Gemeinde unterschied. „In den Mirakelbüchern dieser Zeit finden wir den Tagelöhner neben der adeligen Dame, den fürstlichen Kammerherrn genauso vertreten wie den Kaufmann aus der Stadt, den Sattlermeister wie den Bauern und die Dienstmagd, aber auch den die himmlische Hilfe suchenden Mönch, die Klosterschwes-

ter, den hochrangigen Domdekan und den fürstlichen Landpfleger. Die Verlassenschaftsinventare verraten uns, dass die einen wie die anderen Trost und Hilfe gefunden haben durch das Gebet vor dem Kruzifix in der Wohnstube oder vor einem Heiligenbild an der Wand, mag es auch eklatante Unterschiede geben in Anzahl und künstlerischer Qualität der Objekte.“ (S. 20 f.) Von diesen Prämissen her entwickelt Hartinger so etwas wie Konstanten im katholischen Frömmigkeitsleben des 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts trotz aller Wandlungsprozesse: dazu gehört seiner Meinung nach das Bedürfnis nach sensitiven und expressiven Ausdrucksformen des Glaubens. Er belegt das mit einer Bemerkung des Bürgermeisters von Regensburg im Jahre 1762, für den die „Passions-Exhibitiones größeren Seelennutzen als die sünereichste Predigt“ erbringen. In dem Beitrag von Hartinger ist implizit ein Respekt vor dem Glauben der einfachen Menschen zu spüren. Sie sind seiner Meinung nach durchaus zu metaphorischem und symbolischem Denken fähig und nicht jeder abgebetete Rosenkranz oder jede aufgehängte Votivtafel ist nach dem Stereotyp des *do ut des* zu interpretieren. Der Beitrag endet geradezu theologisch: für den Volkskundler sind die Gnadenstätten nicht nur Orte veräußerlichter Frömmigkeit, ganz im Gegenteil: sie sind geprägt von der Realität des Nicht-Geschehens von Wundern. „Die Mirakelberichte mit ihren positiven Meldungen verzerren das Bild; die allermeisten Wallfahrer mussten ohne manifeste Erhörung oder Heilung – ohne die Erfahrung des Wunders – den Heimweg antreten.“ (S. 27) Sie waren damit einer Internalisierung des Glaubens viel näher als es manche oberflächliche Externalisierungsthese der Volksfrömmigkeit Glauben machen. Nach dieser luziden Einleitung beschäftigt sich der Band mit Heiligenverehrung, der Glaubens-

gegenwart im Alltag, den Wallfahrtsstätten in Ostbayern, den Votivgaben und Votivbildern sowie der katholischen Frömmigkeit in der evangelischen Reichsstadt Regensburg. Eine Pretiose stellt die Präsentation von Teilen der Sammlung von Hans Herramhof (1925–2012) dar, der in vielen Ausgrabungsfahrten das Entstehen seiner Sammlung minutiös dokumentiert hat. Der Nachlass ist in der

Staatlichen Bibliothek Regensburg unter der Akzessionsnummer 12–1864 erfasst und besteht aus einer Schachtel sowie 130 Faszikeln. Leider wurde der Bestand der Sammlung Herramhof zerschlagen. Er wäre für das Historische Museum der Stadt Regensburg eine Kostbarkeit mit Alleinstellungsmerkmal gewesen.

Erich Garhammer

Klaus UNTERBURGER – Karl HAUSBERGER (Hg.), *Domspatzen, Bischofshof und Heiligengräber. Zwei Jahrtausende Christentum in Regensburg*, Regensburg: Schnell & Steiner 2014, 280 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7954-2847-1.

Der vorliegende Band ist eingangs als „Beitrag zum Katholikentag in Regensburg 2014“ deklariert. In seinem Geleitwort stellt Bischof Rudolf von Regensburg einen Bezug zum Motto dieser Veranstaltung „Mit Christus Brücken bauen“ her und würdigt, dass „nicht nur die Vielfalt, sondern auch die kulturschaffende und sinnstiftende Kraft der Regensburger christlichen Tradition“ in den Beiträgen aufscheine. Für diese waren, worauf der Klappentext hinweist, „ausgewiesene Fachleute“ gewonnen worden. Einleitend bietet Karl Hausberger, langjähriger Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Regensburg, einen prägnanten „Streifzug durch die Geschichte der Diözese Regensburg“. Die Aussage im Kapitel über „die mittelalterlichen Anfänge des Bistums“, die Klöster hätten „in ihren Schulen einem ganzen Volk den Weg hinein in die lateinische Sprache und das schriftliche Vermächtnis längst vergangener Jahrhunderte“ gewiesen (S. 12), könnte von dem einen oder anderen Leser dahingehend missverstanden werden, dass schon im Mittelalter breite Bevölkerungsschichten eine solch gediegene Bildung genossen. De facto war es nur einer Minderheit möglich, das klösterliche Bildungsangebot wahrzunehmen. Im Anschluss daran fasst Friedrich Fuchs seine in verschiedenen Publikationen präsentierten profunden Kenntnisse über den Dom St. Peter zusammen. Jutta Dresken-Weiland referiert ebenso sachkundig über „Sichtbare Zeugnisse des frühen Christentums in Regensburg“, nämlich die 1859 entdeckte, vermutlich aus dem 5. Jahrhundert stammende Grabinschrift für Sarmanna, das Grab des hl. Erhard in der Niedermünsterkirche und den Altar der Stefankapelle im Domkreuzgang. Peter

Schmid befasst sich mit Regensburg als der „Stadt der Kaiser, Könige, Herzöge“, ein Forschungsschwerpunkt schon in seinem Wirken als Dozent und Lehrstuhlinhaber. Ein Einwand sei erlaubt gegen die Ansicht (S. 69), die Alte Kapelle habe „bis ins Jahr 1805 dem Bamberger Bischof“ unterstanden. Es ist zwar richtig, dass diesem bis zum genannten Zeitpunkt das Präsentationsrecht für die Propstei des Stiftes zustand. Das Amt des Propstes bei der Alte Kapelle hatte jedoch, wie schon Joseph Schmid in seiner „Geschichte des Kollegiatstiftes U.L. Frau zur Alten Kapelle in Regensburg“ feststellte (S. 33), im Laufe der Zeit immer mehr an Bedeutung verloren und war spätestens im 18. Jahrhundert zu „einer bloßen Ehrenstelle“ herabgesunken; so heißt es in einer Urkunde von 1746: „Die Propstei hat keinerlei Jurisdiktion, keine Stimme und keinen Sitz im Kapitel, sondern beinhaltet nur eine reine Würde“. K. Hausberger untersucht „die kirchlichen Beziehungen zwischen Regensburg und Böhmen bis zur ersten Jahrtausendwende.“ Sein Lehrstuhlnachfolger Klaus Unterburger widmet sich den Männerklöstern und -stiften in Regensburg, wobei er auch auf die Herstellung des „Karmelitergeistes“ im Kloster der Karmeliten eingeht. Auf S. 92 ist ihm ein kleiner Flüchtigkeitsfehler unterlaufen. Er spricht davon, dass Bischof Kuno (Bischof 1126–1132) „das Kollegiatstift St. Johann“ gegründet habe, obwohl ihm natürlich, wie auch aus seinen weiteren Ausführungen zu ersehen, klar ist, dass St. Johann ursprünglich ein Augustinerchorherrenstift war und sich erst im 13. Jahrhundert zu einem Kollegiatstift wandelte. Manuela Daschner liefert einen kompakten Überblick über die Regensburger Frauen-

klöster und Damenstifte. Das Hauptgewicht legt sie auf das Damenstift Niedermünster, das bei den Abbildungen sogar ausschließlich berücksichtigt ist. Manfred Eder unterzieht sich der heiklen Aufgabe, die Geschichte der Beziehungen zwischen Christen und Juden in Regensburg zu erörtern, die von „Gegeneinander und miteinander“ geprägt sind. Genauso behutsam analysiert K. Hausberger unter dem Titel „Bischofshof und Rathaus zwischen Feindseligkeit und leidlichem Auskommen“ das diffizile Verhältnis der Konfessionen in der Reichsstadt. Rosa Micus beschreibt anschaulich „das protestantische Regensburg im Spiegel seiner Kirchenbauten“. Tobias Appl beschäftigt sich eingehend mit „Wallfahrten im Bistum Regensburg“. Nach einem Kapitel über die alljährliche Diözesanwallfahrt in das außerhalb des Bistumssprengels gelegene Altötting stellt er die verschiedenen Typen von Gnadenstätten, die Wandlungen sowie die Höhen und Tiefen des Wallfahrtswesens im Laufe der Jahrhunderte dar und spannt in einer Schlussbetrachtung einen Bogen von „den Anfängen“ zur „Wallfahrt heute“. Gegenüber der auf S. 184 vorgebrachten Meinung, die an manchen Wallfahrtsorten lebenden Eremiten hätten „eine gewisse pastorale Versorgung gewährleistet“, sind Vorbehalte angebracht, wenn gleich mit dem Wort „gewisse“ schon eine Einschränkung ausgedrückt ist. Die Eremiten waren in der Regel Laienbrüder, die kaum Pastoral im engeren Sinn leisten konnten. Aufgaben der Einsiedler, die bei Wallfahrtskirchen lebten, waren wohl in erster Linie die Obhut über diese und andere Laienkirchendienste wie das Mesneramt. Mit der kirchenmusikalischen Tradition Regensburgs setzt sich gründlich Christoph Meixner auseinander, wobei selbstverständlich die „Domspatzen“ eine wichtige Rolle spielen. Johann Kirchinger beleuchtet, vornehmlich am Beispiel des Schottenklosters St. Jakob, „Regensburg und die Netzwerke monastischer Wissenschaftlichkeit im 18. Jahrhundert“. Besonderes Augenmerk richtet er auf das Leben und Wirken des vor allem als Wissenschaftsorganisator verdienten Schottenmönchs Ildephons Kennedy. Ebenso aufschlussreich sind die Darlegungen von Werner Chrobak über Regensburg als einer „Hochburg des politischen Katholizismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert“. Diese Stellung gewann die

Stadt hauptsächlich als Sitz der katholischen Verlage Pustet, Manz und Habel, durch die herausragenden Politiker Heinrich Held und Dr. Georg Heim und nicht zuletzt durch Bischof Ignatius v. Senestréy (1820–1906, Bischof seit 1858). Nicht etwa eine Lichtgestalt in der Bischofsreihe, sondern der letztgenannte, nicht unumstrittene Bischof ist denn auch der einzige Leiter der Diözese, dem in dem vorliegenden Band ein eigener Artikel gewidmet ist. K. Hausberger weist dabei mit dem markanten Haupttitel „Er ließ die Domtürme vollenden“ auf das bekannteste Verdienst Senestréys hin, während er ihn im Untertitel mit dem eher negativen Etikett „Exponent des Ultramontanismus“ charakterisiert, was er dann in seinen Ausführungen überzeugend begründet. W. Chrobak schildert anlässlich des aktuellen Katholikentags in Regensburg 2014 die drei früher in der Diözese abgehaltenen Deutschen Katholikentage, nämlich 1849 und 1904 in Regensburg, 1884 in Amberg, die „Heerschauen des deutschen Katholizismus“ waren. K. Unterburger wiederum kommt im Titel der letzten Abhandlung in dem Band auf das erwähnte Motto („Mit Christus Brücken bauen“) des Katholikentags 2014 zurück, das er, wie im Untertitel ausgedrückt, im Hinblick auf „Regensburger Traditionen“ als „ökumenische Verpflichtung“ sieht. Unter anderem zeigt er auf, dass in den ersten Jahrzehnten nach dem Auftreten Martin Luthers durchaus noch gute Chancen bestanden hätten, die Kircheneinheit zu erhalten. Er erinnert an die „Meilensteine der Verständigung“, die es trotz aller Reibereien immer wieder zwischen den Konfessionen in Regensburg gegeben habe, weswegen es wohl kein Zufall sei, dass „gerade dort entscheidende Gespräche zur Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Jahre 1999 stattgefunden haben.“ Die Beiträge sind in Umfang, Sprache, Darstellungsweise und Gehalt durchwegs geeignet, einer breiten Leserschaft, auch geschichtlich nicht so sehr Versierten und nur begrenzt Interessierten, die Geschichte des Christentums in der Stadt Regensburg und darüber hinaus im ganzen Bistum näher zu bringen. Die Autoren verstanden es, den Inhalt auf das Wesentliche und das besonders Interessante zu beschränken, ohne dass dies zu einer Verflachung führte.

Johann Gruber

Josef Memminger (Hg.), *Überall Geschichte! Der Lernort Welterbe – Facetten der Regensburger Geschichtskultur*, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 253 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-37917-2556-7.

Die Altstadt von Regensburg mit Stadtamhof zählt bekanntermaßen seit 2006 zum UNESCO-Welterbe. Ein Faktum, das – so scheint es zumindest – in erster Linie touristisch genutzt wird und insbesondere auf diesem Sektor erhebliche Auswirkungen hat. Sicher hat dieser internationale Ritterschlag auch den Stolz der Regensburgerinnen und Regensburger auf ihre Stadt noch einmal kräftig erhöht. Der Welterbe-Titel beeinflusst darüber hinaus aber auch das weite Feld der Regensburger Geschichtskultur. Die stark von der Geschichtsdidaktik geprägten Begriffe „Lernort“ und „Geschichtskultur“ bilden auch die inhaltliche Klammer des von Josef Memminger, für die Geschichtsdidaktik verantwortlicher Akademischer Oberrat an der Universität Regensburg, herausgegebenen Bandes *„Überall Geschichte! Der Lernort Welterbe – Facetten der Regensburger Geschichtskultur“*. Wobei man – räumlich gesehen – den im Titel genannten „Lernort Welterbe“ nicht zu eng fassen darf, da es vielmehr um eine Geschichtskultur von Regensburg und dem näheren Umland geht. In seinem grundlegenden Aufsatz *„Regensburger Geschichtskultur – Ein Bild mit vielen Facetten“* (S. 9–33) setzt sich Josef Memminger mit der Geschichtskultur und ihren Trägern und den Akteuren auseinander. Es gelingt ihm dabei, – wohl erstmalig überhaupt – einen Überblick über dieses weite Feld zu geben. Daran schließen sich Ausführungen von Christian Kuchler zu dem zweiten Kernbegriff „Lernort“ an, in denen der Autor auch auf die Geschichte des UNESCO-Welterbes eingeht und dabei die stark westlich dominierte Welterbe-Liste als geeignetes Thema für Diskussionen im Schulunterricht vorstellt. Nach diesen beiden einleitenden und grundlegenden Artikeln folgen 14 weitere Beiträge, die zum einen einzelne Akteure und Institutionen der Regensburger Geschichtskultur vorstellen, zum anderen werden ganz unterschiedliche Schulprojekte präsentiert, die sich mit stadt- und regionalgeschichtlichen Themen auseinandergesetzt haben. Abgerundet wird der Band mit einem Beispiel aus der aktuellen Regensburger Erinnerungskultur, den Auseinandersetzungen um die Inschrift zu Na-

oleon in Stadtamhof (Florian EIBERGER, *„Wie soll man erinnern?“ – Die Inschrift am Pylonentor als Beispiel für geschichtskulturelle Debatten in Regensburg*). Leider spiegeln sich die genannten thematischen und inhaltlichen Schwerpunktsetzungen nicht im Inhaltsverzeichnis bzw. der Gliederung des Buches wider, so dass die einzelnen Beiträge meist nur für sich stehen bzw. immer etwas in der Luft hängen und so ein roter Faden oder gar eine Intention des Buches nur schwer nachvollziehbar wird. Bei den acht Beiträgen zu den Akteuren der Regensburger Geschichtskultur beschäftigen sich vier mit Einrichtungen und Projekten der Universität Regensburg. Hier wird der Bogen von der Alten über die Mittelalterliche und die zeithistorische Landesgeschichte bis zur aktuellen Forschung im Bereich digitaler Stadtführer gespannt. Die in den Medien regelmäßig aufgegriffene *Navis Lusoria*, ein Nachbau eines Römerschiffes, das im Zuge mehrerer Projektseminare am Lehrstuhl für Alte Geschichte unter Federführung des Autors Heinrich Koenen erstellt wurde, kann sowohl als fruchtbares Beispiel für wissenschaftliche Forschungen auf dem Feld der Experimentalarchäologie als auch für das Feld der aktiven Geschichtsvermittlung weit über den universitären und schulischen Bereich hinaus bezeichnet werden. In Ihren Ausführungen zum Forum Mittelalter (S. 66–78), einem interdisziplinären Zusammenschluss an der Universität Regensburg, zeigt Susanne Ehrlich auf, dass in der Entwicklung dieses Verbundes anfänglich das mittelalterliche Regensburg im Zentrum der Tagungen und der anderen Aktivitäten stand, inzwischen aber eine deutliche inhaltliche und internationale Erweiterung stattgefunden hat, Regensburg aber weiterhin als Vergleichsobjekt eine wichtige Rolle einnimmt. Mit Bernhard Löffler zeigt der Lehrstuhlinhaber für Bayerische Landesgeschichte Möglichkeiten und Chancen einer stärkeren Hinwendung der Geschichtswissenschaft zum „Untersuchungsfeld“ Regensburg im Bereich der regionalen Zeitgeschichte bis hin zu einzelnen Kooperationen auf (S. 51–65). Joachim Friedl schließlich berichtet von einem Forschungsprojekt aus dem Bereich der Satellitennavi-

gation (S. 142–157), bei welchem die Altstadt von Regensburg aufgrund ihrer besonderen historischen Bedeutung sowie der Besonderheit ihrer Straßen- und Häuserfluchten, welche das Empfangen von Signalen deutlich erschweren, für einen digitalen Stadtführer ausgewählt wurde. Dieser Regensburger digitalCityGuide ist ein schönes Beispiel für die Präsentation historischer Erkenntnisse aus der Stadtgeschichtsforschung für ein breites, medienaffines Zielpublikum mittels modernster Technik. Mit dem Landesamt für Denkmalpflege, Bereich Bodendenkmäler Oberpfalz (S. 116–129) und der Staatlichen Bibliothek Regensburg (S. 95–115) werden von den beiden Leitern, Silvia Codreanu-Windauer und Bernhard Lübbers, zwei in Regensburg beheimatete staatliche Schwergewichte vorgestellt, die für die städtische, wie regionale Kulturarbeit und Geschichtsvermittlung von unschätzbarem Wert sind. Mit dem Beitrag von Matthias Ripp und Susanne Hauer zur Vermittlungsarbeit der noch relativ jungen Welterbestelle (S. 130–141) wird anhand der Aktivitäten für Kinder und Jugendliche exemplarisch die Arbeit dieser städtischen Einrichtung vorgestellt, der schon vom Namen her für die zentrale Fragestellung des vorliegenden Bandes, der geschichtskulturellen Potentiale des Lernorts Welterbe Regensburg, eine zentrale Funktion zukommt. Dass diese Einrichtung nicht beim Kulturreferat der Stadt angesiedelt ist, wird an unterschiedlichen Stellen im Buch als problematisch beschrieben. Neben der von der Stadt organisierten Vermittlung von Geschichte gibt es in Regensburg auch verschiedene gewerbliche Anbieter, etwa im Bereich der Stadtführungen. Alexander Karrasch problematisiert in seinem Beitrag zur „Stadtmaus“, einem professionellem Betrieb aus diesem Sektor, den Spagat zwischen „historischer Wahrheit“ und Event-Kultur, der bei

der Erarbeitung und der Umsetzungen von Stadtführungen immer wieder zu leisten ist. Einen großen Teil des Buches nehmen Beschreibungen und Darstellungen von fünf unterschiedlichen Schulprojekten ein. Hierbei ist besonders der Beitrag von Fredrik Sjöström (Public History als Oral History?, S. 211–229) zu nennen, da er der Vorstellung seiner Schulprojekte, insbesondere dem zur Regensburger Schülerin Christine Schanderl, die 1980 wegen des Tragens eines „Stoppt-Strauß“-Ansteckers von einem Gymnasium verwiesen wurde, was zu einer überregionalen Berichterstattung führte, ganz grundsätzliche geschichtsdidaktische Anmerkungen voranstellt. Beiträge von Peter Spateneder (Alles Koscher!? – Ein Projekt der Realschule am Judenstein über jüdisches Leben in Regensburg, S. 184–196), Heike Wolters (Spurensuche zum KZ-Außenlager Obertraubling, S. 197–210), Thomas Biermeier und Stefan Kriesmer (Siebtklässler spielen Geschichte – Eine szenische Stadtführung durch den Lernort Welterbe, S. 230–242) sowie von Marcus und Michael Prechtel („Mallersorfer Schwestern pflegen die Bischofsstadt“ – Bericht über ein schulisches Quellenprojekt, S. 243–251) zu erfolgreichen und zum Teil öffentlich mehrfach ausgezeichneten Projekten unterschiedlicher Schularten schließen den Band ab. Das vorliegende Buch zeigt, wie spannend und ergiebig es ist, sich mit der Regensburger Geschichtskultur und den Potentialen als Lernort auseinandersetzen. Gerade für eine Welterbe-Stadt wie Regensburg ist es sicherlich regelmäßig vonnöten, sich ein Bild von den vielfältigen Akteuren und ihre Aktivitäten und Intentionen zu machen und immer wieder Vernetzungen und Kooperationen anzuregen. Ein grundlegender Anfang hierzu ist mit dem vorliegenden Sammelband gemacht.

Tobias Appl

Karl Bauer, Regensburg. Kunst-, Kultur- und Alltagsgeschichte, Regensburg, Regenstauf: MZ Buchverlag 2014; 1088 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-86646-300-4.

Dieses Buch liest sich wie eine Gebrauchsanweisung für die – unter Kennern – schönste Stadt Deutschlands. Fast jedes Haus, jede Gasse und Straße sind verzeichnet nebst wichtigen historischen und alltagsgeschichtlichen Zusammenhängen. Die letzte Auflage des „großen Bauer“ war in die Jahre gekom-

men. 1997 erschien sie in der fünften Auflage im MZ-Verlag. Karl Bauer, der einst als Volksschullehrer in Regensburg arbeitete und den viele Einheimische noch als Lehrer kennen, hatte akribisch die Details über die Stadt und ihre Häuser, ihre Geschichte und ihr Wachstum im Laufe der Jahrhunderte zusam-

men getragen. Als er am 8. Oktober 2002 starb, hatte er mittlerweile schon wieder die neuesten Daten zu Regensburg in drei handgeschriebenen Bänden zusammengetragen. Der letzte Eintrag stammte vom 5. August 2002. Das Buch war ein work in progress und die größte Sorge von Karl Bauer war die Weiterführung seines Lebenswerkes. Im Frühsommer 2011 trat der MZ Verlag bezüglich Neuauflage an Sohn Peter heran. Dieser hatte die Daten seines Vaters bereits auf Computer übertragen. Die Bedenken von Peter Bauer ob der erneut angewachsenen Datenfülle und der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse konnten erst zerstreut werden, als sich ein Team an Unterstützern für das Vorhaben fand. Treibende Kraft war der Vorsitzende des Geschichts- und Kulturvereins Kumpfmühl Hubert H. Wartner. Er lernte Karl Bauer als Junglehrer im BLLV, dem Bayerischen Lehrer und Lehrerinnen-Verband kennen. Karl Bauer war damals Schriftführer und wurde später sein väterlicher Freund. So wurde Wartner die Neuauflage des Regensburgbuches ein Herzensanliegen. Er traf sich mit Dr. Konrad Maria Färber, dem einstigen Chef des MZ-Verlags, um das Projekt bis zu dessen Tod voranzutreiben. Das Team an Unterstützern, Peter Morsbach für die Stadtgeschichte, Silvia Co-dreanu für die Frühgeschichte und Archäologie, Hermann Reidl für die Bistums-geschichte, Eugen Trapp für die Baugeschichte und Ingeborg Huber für die Bibliografie lei-

stete wichtige Zuarbeit, so dass der neue Bauer in seiner jetzigen 6. Auflage auf 1088 Seiten anwuchs. Bei der Präsentation des Buches bemerkte Oberbürgermeister Joachim Wolbergs launig, es sei in Regensburg das wohl weitverbreitetste Buch nach der Bibel. Von der Ersterscheinung 1962 bis heute seien 32 000 Exemplare verkauft worden. Mit der nun im inzwischen dem Gietl-Verlag gehörenden MZ-Verlag erschienenen sechsten Auflage könnte die 40 000er-Marke überschritten werden. Ein Blättern im Buch zeigt, dass bereits jetzt schon wieder Neues zu berichten wäre, etwa die Versetzung des Sailerdenkmals auf den Emmeramsplatz anlässlich des Katholikentags in Regensburg. Dass Burgweinting neben St. Michael mit der neugebauten Kirche St. Franziskus eine neue Pfarrkirche und architektonische Besonderheit besitzt, hätte man allerdings auch schon 2014 wissen können. Die 6. Auflage des großen Bauer wird wohl die letzte bleiben. Ein Einzelner kann heute – auch unter Mithilfe vieler Unterstützer – keine wissenschaftliche Stadtgeschichte mehr verantworten. Vielleicht ist die Neuauflage ein Ansporn, ein solch wissenschaftliches und interdisziplinäres Werk in Angriff zu nehmen. Die Stadt Regensburg hätte es nicht nur verdient, es stünden auch die Kompetenzen vor Ort bereit. Bis dahin aber gehört der neue Bauer in jeden Haushalt Regensburgs.

Erich Garhammer

Diethard Schmid, Regensburg II. Das Landgericht Haidau-Pfatter und die pfalz-neuburgische Herrschaft Heilsberg-Wiesent (Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern. 1,66) München: Kommission für bayerische Landesgeschichte 2014; 704 S.: zahlreiche Karten und Ill.; ISBN 978-3-7696-6558-1.

Es ist immer eine Freude, wenn bei Langzeitprojekten der Grundlagenforschung neue Ergebnisse vorgelegt werden können. Dass im vorliegenden Fall der Regensburger Historiker Diethard Schmid seine vor 50 Jahren begonnenen Forschungsarbeiten zum östlichen Umland Regensburgs im Rahmen des *Historischen Atlas von Bayern* nun mit der Veröffentlichung des Bandes *Regensburg II* zu einem guten Ende gebracht hat, kann geradezu als Glücksfall bezeichnet werden. Gibt es doch zahllose Beispiele von Projekten, die, auf mehrere Einzelteile angelegt, dann doch unvollendetes Stückwerk bleiben. Beschäf-

tigte sich Diethard Schmid im Rahmen seiner bei Karl Bosl erstellten Dissertation mit dem Landgericht Stadtamhof sowie den hochstiftischen Reichsherrschaften Donaustauf und Wörth (1976 als *Historischer Atlas von Bayern. Teil Altbayern 1/41* erschienen) – grob gesagt – mit den Gebieten nördlich der Donau, steht nun das südlich davon gelegene Landgericht Haidau-Pfatter im Mittelpunkt der Betrachtungen. Hinzu tritt die sich von Wiesent aus in den Vorwald hinein erstreckende kleine pfalz-neuburgische Herrschaft Heilsberg-Wiesent, der nicht zuletzt aufgrund ihrer konfessionellen Entwicklung

in diesem Raum östlich von Regensburg eine Sonderrolle zukommt. Auffallend beim Gericht Haidau, das seinen Namen von einer heute nur noch im Luftbild erkennbaren Burg bei Mangolding ableitet, ist, dass hier – im Gegensatz zu vielen anderen Gegenden Altbayerns – zahlreiche geschlossene Hofmarken bestanden, die stets ein ganzes Dorf umfassten. Diese ehemaligen Königsgüter befanden sich spätestens seit dem Hochmittelalter überwiegend im Besitz des Hochstifts oder anderer kirchlicher Einrichtungen der Stadt oder der Region. Folglich waren die bayerischen Herzöge bei der Integration dieses Gebietes in ihr Herrschaftssystem insbesondere von ihren Vogteirechten abhängig, die sie über zahlreiche Regensburger Klöster innehatten. Anhand der unterschiedlichen Herzogsurbare des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts kann Schmid zeigen, dass sich eine herzogliche Gerichtsstruktur mit genauen Sprengelabgrenzungen und Zuständigkeiten erst nach und nach ausbildete, ein Prozess, der bis ins 15. Jahrhundert andauern sollte. Nach der Zerstörung der Burg Haidau im Dreißigjährigen Krieg wurde der Sitz des Landgerichtes nach Pfatter verlegt, weiterhin fanden aber auch im alten Mittelpunkt Mintraching Amtshandlungen statt. Betrachtet man nun die einzelnen Orte des Landgerichtes Haidau-Pfatter, wie sie sich in den Quellen des ausgehenden 18. Jahrhunderts darstellen (*Teil C: Herrschafts- und Besitzverhältnisse im Landgericht Haidau und in der Herrschaft Wiesent bis zum Ende des Alten Reiches*, S. 195–560), fällt auf, dass neben dem Landesherren insbesondere kirchliche Institutionen der Stadt Regensburg sowie der Region große Besitzungen innehatten. So besaßen Hochstift, Domkapitel, St. Emmeram, Obermünster, Mittelmünster und die Deutschordenskommande sowie Prüll, Oberaltaich und Walderbach Hofmarken in diesem Gericht, die Klöster und Stifte Niedermünster, St. Johann, St. Jakob, Alte Kapelle, St. Klara, St. Salvator, Prüfening, Niederaltaich, Reichenbach sowie das Katharinenspital, das Regensburger Almsenamt und sogar die St. Wolfgangbruderschaft zumindest Grundbesitz. Besonders bemerkenswert ist aber die Vielzahl von adeligen Herrschaften und Hofmarken, die sich im ausgehenden 18. Jahrhundert im Besitz von so namhaften Familien wie der Grafen von Königsfeld, Lerchenfeld, Seinsheim und

Arco, bzw. der Freiherren von Karg, Bechem und Limpeck befanden. Noch heute verweisen Schlösser wie in Alteglöfshaus, Köfering oder Sünching auf die große Macht und den Reichtum des Adels in diesem Raum. Auch bei der Herrschaft Heilsberg-Wiesent, die später an das wittelsbachische Fürstentum Pfalz-Neuburg fiel und so auch protestantisch wurde, kam es im Laufe der Geschichte zu einer Verlegung des Herrschaftsmittelpunktes von der Burg Heilsberg in den Hauptort Wiesent. Von der Bedeutung dieser kleinen Herrschaft, eingepfercht zwischen den beiden hochstiftischen Gebieten Donaustauf und Wörth, zeugt heute noch das repräsentative Wiesenter Schloss. Schmid's eher überschaubare Ausführungen zu Heilsberg-Wiesent (S. 542–556) wären wohl – nicht zuletzt aufgrund der Lage der Herrschaft – besser im Band *Regensburg I* aufgehoben gewesen, aber das nur am Rande. Die große Stärke auch dieses Atlasbandes ist die Aufschlüsselung der Herrschaftsorganisation und die Darstellung der historischen Zusammenhänge der Gegend südöstlich von Regensburg hinuntergebrochen bis auf die Ebene der einzelnen Dörfer und Weiler, in der Statistik des 18. Jahrhunderts sogar bis hin zum einzelnen Hof. Der Band *Regensburg II* wird also von nun an bei der Auseinandersetzung mit der Geschichte einzelner Orte in diesem Raum als erste Informationsquelle dienen. Darüber hinaus bettet Diethard Schmid seine diesbezüglichen Ergebnisse nicht nur in Ausführungen zu den naturräumlichen Gegebenheiten sowie zur Vor- und Frühgeschichte und zur Römerzeit dieses Raumes ein (*Teil A: Einführung*, S. 2–18), er skizziert klar strukturiert auch die herrschaftlich-politische Organisation und Entwicklung vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert (*Teil B: Geschichte des Gerichts Haidau, der Propstei Pfatter und der Herrschaft Heilsberg-Wiesent*, S. 19–193 sowie *Teil D: Die staatliche Ausgestaltung des Raumes Regensburg im 19. und 20. Jahrhundert*, S. 561–641). Dabei ziehen sich die Nähe zur Stadt Regensburg und die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Stadt und Umland wie ein roter Faden durch die Ausführungen, die durch ein umfangreiches Register (S. 643–704) erschlossen und somit gut benutzbar sind. Verzeichnisse der ungedruckten Quellen (S. XVII–XX) sowie der gedruckten Quellen und der Literatur (S. XXI–XXXVII) runden den Band

ab. Es darf dem Bearbeiter gedankt und gratuliert werden, dass er sein Lebenswerk zu einem guten Ende gebracht und für den südöstlichen Landkreis Regensburg ein Standardwerk geschaffen hat. Darüber hinaus hat er damit eine weitere Lücke bei den die Ober-

pfalz betreffenden Bänden des *Historischen Atlas von Bayern* geschlossen. Es bleibt zu hoffen, dass die noch ausstehenden Oberpfalz-Bände (Riedenburg, Burglengenfeld, Eschenbach-Auerbach sowie Vilseck) in absehbarer Zeit folgen werden.

Tobias Appl

Bernhard Lübbers – Roman Smolorz (Hg.), Bier in Regensburg. Versuch einer kulturhistorischen Annäherung (Kataloge und Schriften der Staatlichen Bibliothek Regensburg 11) Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2014; 118 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-937527-79-6.

Ab Dezember 2014 präsentierte die Staatliche Bibliothek Regensburg eine viermonatige Kammerausstellung zur Kulturgeschichte des Bieres in der Domstadt. Wissenschaftlich unterfüttert wurde die Thematik der Ausstellung anhand von neun Aufsätzen, die sich in einem übersichtlichen Begleitband einer aufschlussreichen kulturhistorischen Annäherung versuchen und dabei einen interessanten wie lehrreichen Einblick in die jahrhundertalten Praktiken von Produktion, Konsum, Deutung und Marketing des Bieres in Regensburg geben. In facettenreichen Schilderungen bekommt der Leser dabei vor allem die identitätsstiftende Wirkung des beliebten Gerstensaftes erklärt, welcher in Bayern nicht zuletzt aufgrund der bis ins frühe Mittelalter zurückreichenden Brautradition eine mentalitätsprägende Bedeutung entfaltet, die sich gerade rund um die Weltkulturerbestadt Regensburg in besonderem Maße offenbart.

Den Auftakt des kleinen Buches macht Roman Smolorz, der sich in seinem Beitrag mit grundsätzlichen Überlegungen zur Kulturgeschichte des Bieres beschäftigt (S. 9–31). Smolorz leitet seinen Beitrag mit begrifflichen Reflexionen zu „Kultur“, „Geschichte“ und „Bier“ ein, um sein Hauptaugenmerk schließlich auf das Phänomen der Inanspruchnahme von Bier als Gegenstand der politischen Instrumentalisierung zu lenken. Vor allem am Beispiel Regensburger Dulzen und der weitverbreiteten Praxis des Bieranstichs wird die sozialpolitische Komponente von Bier herausgestrichen. Kulturgeschichtlich relevant ist nach Smolorz schließlich auch die wirtschaftliche Bedeutung des Brauwesens, da die örtlichen Brauereien die fachspezifische technische Innovation förderten, Arbeitsplätze sicherten, Steuereinnahmen garantierten und die Werbebranche bedienten. Das i-Tüpfelchen des Beitrags bilden

letztlich die Einlassungen des Autors zur Bierkultur im Regensburger Alltag, die den Wandel der Ess- und Trinkkultur im Spiegel der Zeit seit dem 19. Jhd. anhand zahlreicher Beispiele thematisieren.

Eine sprachwissenschaftliche Annäherung an den Themenkomplex Bier nimmt Bernhard Lübbers vor. Sein Beitrag (S. 31–41) basiert auf der Analyse ausgewählter Beispiele von Johann Andreas Schmellers „Bayerischem Wörterbuch“ von 1837, dem Lübbers wohl zurecht eine einmalige kulturgeschichtliche Relevanz attestiert. Schon im 18. und 19. Jahrhundert beeinflusste das Bier das alltägliche Leben der Menschen und prägte deren Identität und Selbstverständnis. Lübbers pickt aus der „Fundgrube“ des Wörterbuchs aufschlussreiche Fallbeispiele, die den Einfluss des Bieres auf die bairische Sprache in den vergangenen Jahrhunderten verdeutlichen und zeigt damit einerseits den Wandel der Sprache im Laufe der Zeit sowie andererseits regionalsprachliche Kontinuitäten, die sich im Regensburger Dialekt bis heute erhalten haben. Lübbers Artikel zur „Bayerischen Bierkultur im Spiegel der Sprache“ trägt somit zu einer breiteren thematischen Vielfalt des Begleitbandes bei. Das Hauptverdienst liegt jedoch darin, mit dem Verweis auf Schmellers Wörterbuch eine einmalige und vielfältige Quelle bayerischer Sprachkultur zu empfehlen, anhand welcher sich eindrücklich die historisch gewachsene gesellschaftliche Bedeutung des Bieres für Bayern nachvollziehen lässt.

Einen breiten Überblick über die allgemeine Entwicklung des Regensburger Brauwesens von den Anfängen im frühen Mittelalter bis hin zum Regensburger Reinheitsgebot von 1469 gibt Heinrich Wanderwitz (S. 41–55). Der Autor schildert profund die Ursprünge des Bieres im Raum Regensburg und

verweist darauf, dass trotz der durch die Römer begründeten langen Weintradition der Region frühzeitig Bier konsumiert wurde – gebraut zunächst unter kirchlicher Ägide. Die zahlreichen Regensburger Klöster waren bereits im Frühmittelalter Hauptproduzenten. Insgesamt setzt Wanderwitz, dessen lehrreicher Beitrag auf einer breiten Grundlage städtischer historischer Quellen sowie moderner Literatur basiert und durch zahlreiche Hinweise im Fußnotenapparat ergänzt wird, inhaltlich zwei Schwerpunkte. Zum einen wird die nicht unkomplizierte wechselseitige Entwicklung des kirchlichen und bürgerlichen Brauwesens in Regensburg gut nachvollziehbar dargestellt. Zum anderen skizziert der Autor die historische Genese des Regensburger Reinheitsgebotes vom Oktober 1469 und den damit erreichten, wichtigsten Schritt zur Qualitätssicherung des Bieres in der Donaustadt. Dabei wird offenbar, dass die frühe Brauordnung des Rates der Stadt bisher zu Unrecht im Schatten späterer Ordnungen, wie des landläufig bekannten Reinheitsgebotes von 1516, steht. Der Regensburger Status als freie Reichsstadt verhinderte jedoch, dass das fortschrittliche Gebot über die Stadtgrenzen hinaus in die umliegenden bayerischen Herzogtümer wirkte.

Kathrin Pindl hingegen richtet den Fokus auf den Bierkonsum als vermeintliches Heilmittel in mittelalterlichen Spitälern (S. 55–69). Auf ansprechende Weise wird ein Abriss über die Formen des Alkohol- und Bierkonsums im vormodernen Hospital gegeben und zugleich anhand des Fallbeispiels Regensburg mit alteingesessenen Klischees von der angeblich gesundheitsfördernden Wirkung des Bieres aufgeräumt. Auf nüchterne Weise wird der Leser darüber aufgeklärt, dass der frühneuzeitliche Gerstensaft von den Qualitätsstandards heutiger Getränke reichlich weit entfernt war und die Brauer darüber hinaus oftmals Ingredienzien beimischten, die eine „mögliche positive Heilwirkung“ eines Spitalaufenthalts „wohl faktisch aufgehoben haben“. Pindl stellt auch den Bezug zur Gegenwart her und ergründet mit Blick auf moderne Marketingstrategien auf geradezu amüsante Weise den bis in die Gegenwart anhaltenden Mythos vom Bier als erfundenem Heilmittel. Der Aufsatz, unterfüttert mit etlichen Quellen und Belegen, überzeugt auch mit einer stringenten Argumentation, an deren Ende überzeugend konstatiert wird,

dass Bier im mittelalterlichen Spital keinesfalls der Rekonvaleszenz diene, sondern bestenfalls als Genussmittel konsumiert wurde.

Bei Manuela Daschner wird das Hauptaugenmerk auf das ländliche Brauwesen im 18. Jahrhundert als sozioökonomischen Faktor und festen Bestandteil der bayerischen Alltagskultur gelenkt (S. 69–79). Am Beispiel der Herrschaft Falkenstein, dem königlichen Landgericht Mitterfels zugehörig, werden zunächst die Strukturen des ländlichen Brauwesens in den niederen Gerichtssprengeln erklärt. So führt Daschner überzeugend aus, dass aufgrund der kurfürstlich-bayerischen Gesetzgebung meist nur ein Brauhaus je Bezirk dem jeweiligen Herrschaftsinhaber aufgrund der Monopolstellung eine beständige wie gewinnbringende Einnahmequelle eröffnete. Am interessantesten sind jedoch die gegebenen Einblicke in die lokale Wirtshauskultur der Menschen in und um Falkenstein. Daschner ermöglicht dem Leser Rückschlüsse zu ziehen auf das harte Leben der ländlichen Bevölkerung im 18. Jahrhundert, die eingeschränkten Möglichkeiten der profanen Freizeitgestaltung und des sozialen Lebens, mentale Prägungen im bäuerlichen Lebensumfeld und lokale Konflikte mit angrenzenden Nachbargemeinden. All dies spielte sich nicht selten in den wenigen Dorfschenken und Gaststätten ab. Das Bier nimmt dabei in vielerlei Hinsicht eine prominente Rolle ein: Es ist Durstlöcher, Genussmittel, Konfliktgegenstand und -ursache, Wirtschaftsfaktor und soziokultureller Lebensbestandteil – damals wie heute.

Obwohl es um 1815 in Regensburg zahlreiche Brauereien gab und das Bier bei der städtischen Bevölkerung sich großer Beliebtheit erfreute, war die Produktion von Weizenbier ausgesprochen defizitär. So gab es zu Beginn des 19. Jahrhunderts in der Domstadt nur eine Brauerei mit entsprechender Konzession. Dies verwundert umso mehr, als dass die obergärige Hefe – für das Brauen von Weißbier und das Brot backen essentiell – bei der Regensburger Bäckerzunft stark nachgefragt wurde und damit mit den Bäckereien neben den Wirtshäusern ein fester Abnehmer vorhanden war. Der alerte Braumeister Johann Leonhard Hüttenmeyer erkannte hierin eine potentielle Marktlücke und setzte in den Folgejahren einiges an Energie und beharrlichem Durchhaltevermögen ein, eine eigene Weizenbierbrauerei zu errichten und

damit die Regensburger Nachfrage zu decken. In einem anschaulich bebilderten und anekdotenreichen Beitrag schildert Helmut von Sperl, wie sich dieses sinnvolle Unterfangen in den Folgejahren zu einem nervenaufreibenden Kraftakt erster Güte entwickelte, da die für die Genehmigung zuständige königliche Regierung des Regenkraises eine entsprechende Konzession zunächst mehrmals ablehnte (S. 79–95). Von Sperl richtet den Blick jedoch auch über Regensburg hinaus und erläutert, dass die Kreishauptstadt mit ihrem hartnäckigen Kampf um eine zweite Weizenbrauerei rückblickend als Vorreiter fungierte für eine bayernweite Verbreitung des Weißbieres. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts trat das Weizen seinen landesweiten Siegeszug an und etablierte sich flächendeckend, in zahlreichen anderen Städten wurden Weizenbierbrauereien errichtet. Das Weißbier zählt bis heute insbesondere im Sommer zu den Lieblingsgetränken der Bayern – den Stein ins Rollen gebracht hat der Regensburger Brauer Leonhard Hüttenmayer, als er sich 1828 gegenüber der Regierung durchsetzte.

Ein weiterer Artikel von Johannes Kiechle und Mark Spoerer beschäftigt sich mit der allgemeinen wirtschaftshistorischen Bedeutung des Bieres in Deutschland und insbesondere in Bayern (S. 95–105). Die beiden Autoren geben einen breiten Überblick über die lange Geschichte des Bieres im deutschen Raum, wobei neben gesellschaftlich-kulturellen Aspekten vor allem die ökonomische Rolle des Bieres im Vordergrund steht. Kiechle und Spoerer schildern zunächst die Anfänge des Bieres in Deutschland unter Karl dem Großen, als die Braustätten zunehmend unter die Kontrolle von Grundherren fielen. Anschließend werden die klimatisch bedingten, divergierenden Entwicklungstendenzen in Nord- und Süddeutschland thematisiert. Neben der bayernspezifischen Entwicklung stehen zudem große Wandlungsprozesse im Mittelpunkt; vor allem im Hochmittelalter werden kleine Hausbrauer sukzessive von großen Handelsbrauereien verdrängt. Bis mit Reformation und Säkularisation sowie starker Konkurrenz durch bürgerliche Brauer deren Bedeutung in der Bierproduktion abnimmt, spielten mit bis zu 500 Klosterbrauereien insbesondere die Benediktiner- und Zisterziensermönche eine führende Rolle. Der Beitrag behandelt außerdem den politischen, gesellschaftlichen und kulturellen

Stellenwert des Bieres, als Beispiele wird auf Bierlieder und -sorten, Räusche und Exzesse sowie Brauordnungen und das Reinheitsgebot eingegangen. Da der Gerstensaft früher zudem als Grundnahrungsmittel galt, wird auch der Bierpreis behandelt. Gerade in einkommensschwachen Schichten waren die Kosten ein sozialpolitischer Faktor, wie zahlreiche Unruhen zeigten. Der Artikel schließt mit Betrachtungen zur Rolle des Bieres während der Industrialisierung und mit einem Blick auf aktuelle Entwicklungen im nationalen und internationalen Brauwesen: Zunehmende Börsenbeteiligungen, der Tendenz zu Großbrauereien und harter Konkurrenzdruck. Diesen makroökonomischen Entwicklungen stehen jedoch auch kleinere Trends wie eine verstärkte Regionalisierung der Produkte gegenüber.

Mit diesem Thema beschäftigt sich Josef Memminger, der der Frage nachgeht, ob „Bier mit Tradition“ besser schmeckt (S. 105–115). Der Verfasser untersucht den Zusammenhang zwischen Bier, lokalem Geschichtsbewusstsein und dem Versuch, beides gemeinsam in einer stringenten Marketingstrategie zu primär wirtschaftlichen Zwecken zusammenzuführen. Als Untersuchungsobjekt dienen Memminger dabei drei besonders traditionsbewusste Regensburger Brauereien – *Kneitinger*, *Spital* und *Bischofshof* – deren Flaschenetiketten unter dem historischen Werbeaspekt analysiert werden. Unter Verweis auf das theoretische Konzept der „traditionellen Erzählung“ von Jörn Rusen werden die geschichtsorientierten Werbestrategien der Firmen erklärt und schließlich vergleichend dargestellt. Als wichtigstes Moment der Außendarstellung erkennt Memminger bei den Brauereien den Hinweis auf die lange, Jahrhunderte alte Brautradition in Regensburg, die bei der Spitalbrauerei sogar bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht und deshalb in der unternehmenseigenen Werbung sowie auf den Etiketten der Flaschen eine prominente Rolle einnimmt. Dies soll als verkaufsfördernder Beleg für tradierte Erfahrung, beste Qualität, gepaart mit moderner Innovation dienen und das positive Gefühl suggerieren, neben einem guten Schluck Qualitätsbier gewissermaßen ein Stück Regensburger Geschichte zu sich zu nehmen. Auf die Spitze getrieben wird dies bei Bischofshof mit der Biersorte „Regensburger Bruckmandl“ (Figur auf der Steinernen Brücke). Das Bier wird

hier mit der Regensburger Altstadt und ihrem Weltkulturerbestatus verknüpft. Insgesamt gelingt es dem Autor sehr gut, auf verständliche Weise die Verknüpfungen zwischen den kulturellen, historischen-traditionellen, kulinarischen und marketingstrategischen Aspekten des Bieres am Beispiel erfolgreicher Regensburger Unternehmen aufzuzeigen. In der intelligenten Werbung der Brauereien wird das Regensburger Bier zum identitätsstiftenden Moment, der Genuss desselben soll mit der Region und ihrer Geschichte verbinden. Mit dieser Erkenntnis im Hintergrund schmeckt Regensburger Bier auch zukünftig sicher hervorragend, der unterbewussten psychologischen Wirkung des erfolgreichen Regionalmarketings ist man sich nach der Lektüre von Memmingers Aufsatz jedoch besser bewusst.

Auf für den Leser durchaus amüsante wie analytische Weise schließt das Buch mit einem kurzen Beitrag von Rudolf Neumaier, in welchem dieser, gewissermaßen investigativ, mit einem hartnäckigen Ammenmärchen aufräumt, das sich trotz inzwischen gegenteiliger historischer Belege um die Entstehungsgeschichte des Radlers zu Beginn des 20. Jahrhunderts rankt (S. 115–119). Neumaier kann anschaulich darlegen, dass das beliebte Bier-

Mischgetränk nicht im Sommer 1922 auf der Kugler Alm im Landkreis München entstand, als dort eine Horde durstiger Radfahrer einfiel und der geordnete Gerstensaft nur deshalb ausreichte, weil er mit Limonade gestreckt wurde, sondern, dass das Radler bereits 1900 als solches bekannt war und auch offeriert wurde. Im letzten Absatz verweist Neumaier jedoch mit nüchternem Realismus auf das ausgeprägte Werbebewusstsein der Gastrowirtschaft und konstatiert, dass an der Legende wegen ihres positiven Marketingeffekts wohl weiterhin festgehalten werden wird – zumindest auf der Kugler Alm bei München.

Dem Begleitbuch zur Ausstellung ist der „Versuch einer kulturhistorischen Annäherung“ gelungen. Der Leser wird in einem breiten Spektrum an die Thematik Bier herangeführt. Neben interessanten allgemeinen, historischen und ökonomischen Aspekten des Bieres wird auch auf dessen traditionelle Rolle im Alltagsleben der Menschen in der Vergangenheit und im Heute eingegangen, der Leser kann viele Bezüge zu eigenen Erfahrungen und Verhaltensweisen herstellen. Insgesamt eine empfehlenswerte und gewinnbringende Lektüre!

Tobias Gräf

Wilhelm Imkamp – Peter Styra (Hg.), „Vieles dort ist Jahrhunderte alt und doch strahlt alles neu...“ Beiträge zu Geschichte und Kunst des Fürstlichen Hauses Thurn und Taxis (Thurn und Taxis Studien. Neue Folge 3) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2013; 236 S.: zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2363-1.

Die Erhebung des Gesamthauses Thurn und Taxis in den Reichsfürstenstand durch Kaiser Leopold I. bedeutete 1695 den Aufstieg der Familie in die Reihe der ersten Würdenträger im Heiligen Römischen Reich. Die Übersiedlung auf Reichsterritorium wurde gewissermaßen zum äußeren Zeichen der neu erworbenen gesellschaftlichen Stellung. Zunächst erkoren die „Postfürsten“ Frankfurt am Main zu ihrem Wohn- und Regierungssitz, später Regensburg, das bis in die Gegenwart den als „Heimat“ beschworenen Familiensitz bildet. An beiden Orten lassen Zeugnisse vielfältigster Art die historisch-politische, wirtschaftliche und soziale Bedeutung des fürstlichen Hauses gegenwärtig werden. In Regensburg setzte mit dem Einzug des Fürsten Ferdinand Alexander von Thurn und Taxis als kaiserlicher Prinzipalkommissar 1748 ein kulturell-gesellschaftlicher Auf-

schwung ein, den reisende Zeitgenossen – selbst aus dem kritischen Norden des Reichsgebiets – anerkennend registrierten. Auch über das Ende des Alten Reiches (1806) hinaus, bis auf den heutigen Tag, nahmen und nehmen Mitglieder der Fürstenfamilie prägenden Einfluss auf das Leben der Donaustadt, auf Wirtschaft, Kultur und Gemeinschaft. Mit dem Ziel, das facettenreiche Wirken dieser bedeutenden Familie anhand der reichhaltigen Überlieferung zu beleuchten, rief 1963 der damalige Leiter von Hofbibliothek und Zentralarchiv des fürstlichen Hauses, Max Piendl, eine eigene wissenschaftliche Reihe ins Leben. In dieser Tradition steht die 2011 begründete „Neue Folge“ der „Thurn und Taxis Studien“, die vor allem jungen Wissenschaftlern die Möglichkeit bieten will, neue Forschungsergebnisse rund um die Geschichte und Kultur-

leistungen des Fürstenhauses zu publizieren. Der vorliegende Band versammelt acht Aufsätze, größtenteils von Studenten und Doktoranden, die ein breites Themenspektrum abdecken. Zwei Beiträge behandeln adelige Mentalitäten und Gepflogenheiten; in den Blick genommen werden am Beispiel des Damenportraits zu Pferd die höfische Reitkultur (Alexandra Demberger) sowie das fürstliche Jagdvergnügen in Gestalt des „Jagdherrn“ Albert I. von Thurn und Taxis (Fabian Fiederer). Kunstobjekten unterschiedlichster Art und Provenienz sind die Studien über den Himmelsglobus des Caspar Vopelius (Teresa Fesl), der erstmals eine wissenschaftliche Erörterung erfährt, und den Stifteraltar des Johann Baptista von Taxis (Regina Simmerl) gewidmet; eine kunst- und architekturgeschichtliche Untersuchung und Würdigung gilt dem klassizistischen Marstall des fürstlichen Schlosses St. Emmeram (Janina Pentlechner). In das Feld der Fragmentforschung führt der Beitrag „Die vergessenen Schriften“ (Katja Putzer), der einen Querschnitt verschiedener Funde in der Hofbibliothek gibt; unter den Altbeständen, die aus den säkularisierten Klöstern Obermarchtal und Neresheim in die fürstliche Büchersammlung gelangten, finden sich in größerer Zahl Pergamentfragmente, die als Bucheinbände benutzt wurden. Als ein Beispiel für das karitative Engagement des Hauses Thurn und Taxis, von dem auch die 1919 gegründete „Fürstliche Notstandsküche“ in Regensburg, in der Bedürftige eine warme Mahlzeit erhalten, Zeugnis ablegt, erfährt das Wirken

der Erbprinzessin Helene, die u. a. für die Übernahme von Erziehungs- und Studienkosten sorgte, besondere Aufmerksamkeit (Melanie Horr). Schließlich findet das sog. „Frankfurter Palais“ (2008–10 Fassadenrekonstruktion), das nach der Übersiedlung in das Heilige Römische Reich in Frankfurt am Main als repräsentativer Wohn- und Regierungssitz der gefürsteten Thurn und Taxis errichtet wurde, eine ausführliche historische, baugeschichtliche und architektonische Betrachtung (Peter Styra). Der vorliegende Sammelband führt mustergültig vor Augen, welche Fülle an Erkenntnissen Hofbibliothek und Zentralarchiv für die Forschung bereithalten. Unterschiedliche Disziplinen können auf eine umfassende Überlieferung, darunter Archivalien deutscher und europäischer Provenienz aus neun Jahrhunderten, zurückgreifen und dieses einzigartige Quellenmaterial für verschiedene Fragestellungen und Analysen nutzbar machen. Ebenfalls eine reiche Fundgrube bieten die Sammlungen und Bestände in Archiv und Bibliothek, ein kulturelles Erbe, das auch künftig zu Entdeckungsreisen – gerade junger Wissenschaftler, deren Forschungstätigkeit das fürstliche Haus bewusst fördert – einlädt. Ein Vorzug der publizierten Arbeiten zu Geschichte und Kunstgeschichte des fürstlichen Hauses liegt in dem weitreichenden Anspruch, über die Beschäftigung mit der eigenen Tradition einen inhaltlichen, interdisziplinär abgestimmten Beitrag zur Adels- und Elitenforschung zu leisten.

Manfred Knedlik

Rosa Kohlheim – Volker Kohlheim, Spätmittelalterliche Regensburger Übernamen. Wortschatz und Namengebung (Germanistische Bibliothek 53) Heidelberg 2014; 177 S.; ISBN 978-3-8253-6350-5.

In den späten 1080er Jahren verzeichnet ein unbekannter St. Emmeramer Schreiber eine Zensualenschenkung im klösterlichen Traditionsbuch und fügt über dem Namen des letzten Zeugen *Ozi* interlinear ein *Phunt* ein¹ – zweifellos der Beiname der betreffenden Person. Zwar sind Regensburger Beinamen bereits aus ahd. Zeit bekannt, es ist dies aber vielleicht das erste Mal, dass das

cognomen eines (vermutlichen) Regensburgers als expliziter Namenszusatz überliefert wird. Im 12. Jahrhundert nimmt die Anzahl solcher Beinamen in der Regensburger Überlieferung merklich zu, im 13. und 14. Jahrhundert erscheinen sie bereits als Massenphänomen. Rosa und Volker Kohlheim haben es sich zum Ziel gesetzt, einen wesentlichen Teil dieses riesigen Onomasti-

¹ Josef WIDEMANN (Bearb.), Die Traditionen des Hochstifts Regensburg und des Klosters St. Emmeram (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, N. F. 8), München 1943, Nr. 671.

kons zu erfassen und sprachlich zu deuten – die sog. *Übernamen*, Namen also, die z.B. körperliche oder persönlichkeitsstrukturelle Besonderheiten des Namensträgers bezeichnen (nicht aber Herkunft, Wohnstätte oder Beruf). Bereits mit ihren jeweiligen Dissertationen über „Regensburger Rufnamen des 13. und 14. Jahrhunderts“ (1977) bzw. „Regensburger Beinamen des 12. bis 14. Jahrhunderts“ (1990) haben die Verfasser zwei wichtige und vielzitierte Studien zur mittelalterlichen Anthroponymie vorgelegt. Da der Band von 1990 die *Übernamen* noch ausklammert hatte, schließt die vorliegende Studie nunmehr diese Lücke und stellt einen bedeutenden Schritt auf dem Weg zu einer umfassenden Darstellung des mittelalterlichen Personennamenschatzes der Reichsstadt Regensburg dar. Als lexikographisches Korpus dienen dabei die beiden Bände des von Franz Bastian bearbeiteten (und von Josef Widemann z.T. nachkollationierten), in den Jahren 1912 und 1956 erschienenen ‚Regensburger Urkundenbuchs‘ (RUB). Dieses enthält v.a. für die ersten drei Viertel des 14. Jahrhunderts reiches Quellenmaterial und stellt eine gute Ausgangsbasis für eine Analyse der Regensburger Anthroponymie im Spätmittelalter dar. Der Kohlheim’sche Band besteht aus drei Kapiteln: Eine knappe Einleitung (Kap. 1) dient der Formulierung dreier Kernthesen, die den allgemeinen Hintergrund der Namenanalysen bilden:

(1.) Mittelalterliche Beinamen seien, anders als die heutigen Familiennamen, fest in der appellativischen Lexik verankert. Dies ist grosso modo sicher zutreffend: Wenngleich sich ihr proprialer Charakter vereinzelt in z.B. morphologischen Besonderheiten niederschlägt, so dürften die frühen *Übernamen* für die Zeitgenossen aus dem sprachlichen (d.h.

lexikalischen und konstruktionellen) Wissen meist problemlos motivierbar gewesen sein.

(2.) Die *Übernamen* speisten sich – soziolinguistisch betrachtet – aus einer „alltags-sprachlichen“ Sprachschicht, welche die Verf. im Rückgriff auf einen älteren Beitrag von Oskar Reichmann² als „gemäßigt-raumgebundene“ mittelschichtige Varietät innerhalb einer vertikalisierten Trias *Mundart* – X – *Literatursprache* verorten. Diese These mutet angesichts der komplexen städtischen Kommunikationsverhältnisse etwas voreilig an. Immerhin finden sich *Übernamen* aus der literarischen Sphäre (*Klingsohr*, *Neidhard*, *Schrautan*) neben einer grobianischen Form wie *Vysel*. Bildungen wie *Kunig* oder *Chlain*, die im gesamten deutschen Sprachgebiet nachweisbar sind, stehen neben Namen mit kleinsträumiger³ Geltung. Im Übrigen wird die Position Reichmanns auch nicht ganz zutreffend wiedergegeben.⁴ Dieser denkt primär an eine im 14. Jahrhundert entstehende städtische *Schreibsprache* (und damit nicht unbedingt eine „alltagssprachliche“ Varietät), die „möglicherweise“ auch „Ansätze“ damit korrespondierender sprechsprachlicher Varietäten entwickelt habe. Dass eine im Spätmittelalter sich ausbildende medial schriftliche Varietät die „lexematische Basis“ (11) für die bereits seit dem 11./12. Jahrhundert bezugten *Übernamen* bilden soll, welche auch von *illiterati* getragen wurden, ist nicht sehr plausibel. Letztlich dürfte eine pauschale Zuweisung all dieser Lexeme zu einer bestimmten Varietät angesichts der ausdifferenzierten Sozialstruktur der spätmittelalterlichen Stadt und der zu vermutenden inneren Mehrsprachigkeit vieler ihrer Bewohner wenig zielführend sein.

(3.) Die Verschriftlichung der Regensburger *Übernamen* sei von dem „Bemühen

² Oskar REICHMANN, Zur Abgrenzung des Mittelhochdeutschen vom Frühneuhochdeutschen, in: Wolfgang BACHOFER (Hg.), Mittelhochdeutsches Wörterbuch in der Diskussion, Tübingen 1988, S. 119–147.

³ Ein Regensburger Schibboleth ist z.B. der Beiname (Berufsname) mhd. *wingebe* (vgl. Michael PRINZ, Ahd. *wingebo*. Zu einem fragwürdigen Lemma bei Starck/Wells, in: Sprachwissenschaft 24 (1999), S. 271–281).

⁴ Die Verfasser verwechseln die „gemäßigt raumgebundene Varietät“, eine landschaftliche Schreibsprache (bei REICHMANN, Abgrenzung [wie Anm. 2]: S. 130 u. 134), mit der von Reichmann (S. 132) als Soziolekt bestimmten städtischen Varietät, die ebenfalls als eine primär schreibsprachliche und zunächst noch raumgebundene bestimmt wird. Eine allmähliche Ausbildung überregionaler Züge bei den frühen Stadtsprachen fällt ihm zufolge „ins 14., wenn nicht gar ins 15. Jahrhundert“ (S. 133).

um eine zwar oberdeutsch geprägte, jedoch von primären Dialektmerkmalen freie Normierung des Schriftzeichensystems“ (11) gekennzeichnet. Ein solches Postulat ist angesichts des aus Rechts- und Verwaltungstexten bestehenden Textkorpus auch ohne vorherige graphematische Analyse⁵ der Namen zunächst einleuchtend. Dies sollte jedoch nicht den Blick darauf verstellen, dass sich in dem präsentierten Namenbestand durchaus auch dialektale Direktanzeigen finden, etwa *o*-Schreibungen, mit denen die Hebung von mhd. /a/ zu geschlossenem [o] im Rahmen des sog. Folgesilbenvokalgesetzes indiziert wird: z. B. 1338 *Schod* (ahd. *scado*), 1343 *Mqcher* (wegen ahd. *mahhōn*) und 1359 *Notongst* (ahd. *angust*). Und auch die Hebung von /e/ > [I] vor *r*-Kombinationen (s. u.) oder Fälle von für /w/ wie *Synbel* (mhd. *sinwel*) oder *Chronbitvogel* (mhd. *kranewit*) sind von der dialektalen Mündlichkeit beeinflusst und keine Merkmale einer überregionalen ostobd. Schreibsprache.

Das zweite Kapitel („Namenbuch“) beginnt mit instruktiven Hinweisen zum „Aufbau der Namenartikel“. In einem ersten Abschnitt werden die zentralen Kategorien *Personenname*, *Rufname* und *Beiname* terminologisch bestimmt – allerdings nicht *Übername*. Es folgen Bemerkungen zur Lemmatisierung und zur Mikrostruktur der Artikel. Das Herzstück der Arbeit bildet der „Lexikonteil“, die namenlexikographische Aufarbeitung der Regensburger Übernamen aus dem RUB. Hier liefern die Verfasser mit großer Kennerschaft und der Erfahrung einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit der spätmittelalterlichen Anthroponymie Deutungen für insg. 576 Übernamen. Besonders erfreulich ist dabei das Bemühen, aus dem Überlieferungskontext mögliche Indizien (z. B. den Beruf der betreffenden Person) für eine Identifizierung des Benennungsmotivs zu er-

mitteln. Auch wenn in vielen Fällen quellenbedingt eine sichere Klärung nicht mehr möglich ist, so ist es doch aufschlussreich zu erfahren, dass z. B. ein *Ortlieb der Glüthafen* bei den Werkstätten der Regensburger Töpfer Besitz hatte (36f.) oder dass ein *Hærtel Seidenvadem* im Fernhandel tätig war (87). Es liegt in der Natur der Sache und tut der wissenschaftlichen Leistung der Verfasser keinen Abbruch, dass angesichts der Vielzahl bearbeiteter Namen auch vereinzelte Korrekturen oder Deutungsalternativen anzumerken sind:

s. v. *Ehrbar*: Die Belege *Irbær*, *Erbar* etc. zeigen eine auffällige Varianz <e-i-(ei)>, die mit der vorgeschlagenen Herleitung aus mhd. *ērbære* ‚ehrbär‘ nicht vereinbar ist. Es dürfte die Erbenbezeichnung mhd. *ērbære* zugrunde liegen – mit der seit dem 14. Jahrhundert verschrifteten dialektalen Hebung /e/ > [I] vor *r*-Kombinationen (vgl. *Hirzog*, *firtig* etc.). Das Wort ist literarisch in Gottfrieds *Tristan* belegt, daneben in verschiedenen Urkunden des 15. Jahrhunderts.⁶ Schmeller⁷ verweist für sein Sublemma *Erber* auf eine Formbacher Urkunde von 1325 (*Erber*). Eine Verwendung als Übername ist angesichts von Familiennamen wie *Erb*, *Erbling* etc. durchaus erwartbar.

s. v. *Eilenkamp*: Ein a. 1340 bezeugter *Aulenchampf* ist wohl keine Umdeutung eines Satznamens ‚Eile in den Kampf!‘, auch wenn der Träger, ein Schneider mit dem Rufnamen *Eberlein*, anlässlich seiner Verwundung durch ein Regensburger Brüderpaar quellenmäßig greifbar wird. Die Variante *Aulenchampp* zeigt, dass offenbar ein Beleg für den noch heute gebräuchlichen westfälischen Familiennamen *Aulenkamp* (bzw. *Uhlenkamp* im angrenzenden Nordniedersächs.) vorliegt.⁸ Es dürfte sich also wohl um eine aus dem wnd. Sprachraum

⁵ Die von den Verfassern hierzu zitierte Literatur bezieht sich zum einen auf die an die normale Lexik nur schwach angebotenen Rufnamen, zum anderen auf den allgemeinen Charakter der Regensburger Kanzleisprachen im 14. Jahrhundert.

⁶ Auch gegen die Einschätzung des Wörterbuchs der mittelhochdeutschen Urkundensprache, Bd. I, Berlin 1986, S. 487. Die Belege sind indes eindeutig: vgl. etwa CAO Nr. 1470 (a. 1291 *mir vñ minen erberen*) und 2304 (a. 1296 *meinev Chint vnt alle meine erbern*).

⁷ Johann A. SCHMELLER, Bayerisches Wörterbuch, I, Sonderausg. der von G. Frommann bearbeiteten 2. Ausg. 1872, München 1985, Sp. 137.

⁸ Vgl. die Verteilung gemäß www.gen-evolu.de. Es liegt wohl ein ursprünglicher Wohnstättenname („Eulenfeld“) vor.

zugezogene Person oder deren Nachkommen gehandelt haben. Die Digraphschreibung offenbart ebenso wie *-pf* die Tendenz zur Verhochdeutschung des fremden Namens.

s. v. *Finger*: Eine angebliche Teilbedeutung ‚Fingerring‘ ist für mhd. *vinger* nicht nachgewiesen, auch nicht an der angegebenen Lexer-Stelle. Sie ist auch nicht wahrscheinlich, da das zitierte *vingerlîn* ‚Fingerring‘ nicht einfach ein Diminutivum zu *vinger* darstellt, sondern eine späte Umbildung aus *vingerîn* (< ahd. *fingerin*), das den im Germ. seltenen Fall einer substantivischen Zugehörigkeitsbildung auf **-îna-* repräsentiert (wie lat. *vicinus* ‚Nachbar‘ : *vîcus* ‚Dorf‘).

s. v. *Gaucher*: Die 1357 testamentarisch erwähnte *Chaucherinn* zu *Pulnhoven* (= Pielenhofen, also eigtl. keine Regensburgerin) dürfte wegen *Ch-* nicht zu mhd. *gouchen* ‚wie ein Kuckuck schreien‘ zu stellen sein. In den übrigen Namen der fraglichen Quelle steht anlautendes <ch> erwartungsgemäß für /k/: *Chlaren*, *Chröpfinn*, *Chopf*, *Chassian*. Auszugehen ist also von mhd. *kûchen*, schnaufen, hauchen‘, das von Schmeller⁹ auch für das Bair. nachgewiesen wird; ein homonymes Verb in der Bedeutung ‚kauern‘ war dagegen weiter nördlich in Gebrauch (DWB s. v. *kauchen*²). Das Benennungsmotiv dürfte also in einer asthmatischen Veranlagung oder schwächlichen Konstitution der Namens-trägerin (oder eines ihrer Vorfahren) zu suchen sein.

Den gelungenen Band beschließt ein Auswertungskapitel, das den analysierten Namenbestand chronologisch, morphologisch und semantisch ordnet und zu verallgemeinerbaren Ergebnissen zusammenfasst. Zunächst werden „Erst- und Frühbelege“ (117) – immerhin ca. 28% der verzeichneten Übernamen – alphabetisch und chronologisch aufgelistet. Dabei wird augenfällig, welchen wertvollen Beitrag die mittelalterlichen Übernamen für die historische Wortforschung zu leisten vermögen und wie groß das Verdienst der Verf. vor diesem Hintergrund einzuschätzen ist. Zwar wäre z. B. eine Verzeichnung des onymischen Materials in den historischen Wörterbüchern nicht ohne Weiteres möglich, allein schon aufgrund der Probleme bei der Bedeutungsbeschreibung. Da in der Regel ein disambiguierender Kontext fehlt, lässt sich

die Homonymie oder Polysemie der Namenlexik in vielen Fällen nicht ausreichend beseitigen: Liegt z. B. dem Frauennamen *Cholbinn* (51) eine Waffen- oder eine Körperteilbezeichnung zugrunde? Und welche Äußerungsbedeutung wurde bei der Namengebung aktualisiert? Trotz dieser prinzipiellen Mehrdeutigkeit öffnet das Beinamenmaterial ein Fenster in anderweitig schlecht fassbare kommunikative Domänen – die hohe Zahl an „Erst- und Frühbelegen“ spricht hier eine eindeutige Sprache. Etwas unglücklich gewählt ist allerdings die Terminologie, da es sich in zweierlei Hinsicht nur um relative Erst- und Frühbelege handelt: Zum einen verwenden die Verfasser als Kriterium die Verzeichnung einer Wortschatzeinheit bei Lexer, womit deren tatsächliches Alter freilich nicht immer zuverlässig erfasst werden kann. So werden *Sauger* und *Schneevogel* durch die jeweiligen Regensburger Übernamen keineswegs 600 bzw. 470 Jahre früher bezeugt als bisher gedacht (118). Ersteres kennt bereits Lexer als Kompositionshinterglied (2. Hälfte 15. Jahrhundert *bluot-sûger*); *sûger* ‚Säugling‘ weist das ‚Findebuch‘ für die Mitte des 14. Jahrhunderts nach. Für den Schneevogel findet sich im Schweizerischen Idiotikon ein Beleg v. 1557. Die beiden Übernamen sind demnach „nur“ max. 150 bzw. 230 Jahre älter als die historischen Wörterbücher nahelegen. Zum anderen stellen die verzeichneten Belege nicht immer die ältesten Zeugnisse des betreffenden Namens in der Regensburger Überlieferung dar, sondern lediglich im verwendeten Textkorpus – dem RUB. Dieses bildet das Namenssystem des 14. Jahrhunderts wohl weitgehend zuverlässig und repräsentativ ab. Für die Frühzeit darf dies aber keineswegs gelten: Während aus den Regensburger Klöstern und Stiften für das 12. Jahrhundert mehr als 800 urkundliche Quellen (Traditionsnotizen, Siegelurkunden, Kopialbucheinträge etc.) überliefert sind, bietet das RUB für denselben Zeitraum gerade einmal 27 Texte. Entsprechend finden sich für viele Lemmata z. T. deutlich frühere Namensträger in der Regensburger Überlieferung, etwa für *Grans* (mind. 50 Jahre früher), *Kropf* (ca. 150 Jahre), *Hosel* und *Wirsing* (> 200 Jahre) oder *Maul* (ca. 230 Jahre). Die Beschränkung auf das im RUB vorliegende Sprachmaterial ist selbstverständlich pragmatisch motiviert. Sie

⁹ SCHMELLER, Wörterbuch (wie Anm. 7) Sp. 1219.

ist angesichts eines überreichen, ab dem 13. Jahrhundert explodierenden Quellenbestands mit seinen Belegmillionen, bei denen sich jeder Gedanke an Exhaustivität verbietet, nachvollziehbar und unvermeidlich. Gleichwohl ist es erfreulich, dass die Verfasser diese notwendige Einengung durch den Zusatz *spätmittelalterlich* im Buchtitel prominent zum Ausdruck gebracht haben. Es folgt eine wortbildungsmorphologische Zusammenfassung (Kap. 3.1.2-4), in der die an der Namenbildung beteiligten Suffixe, Kompositionsmuster und Univerbierungsstrategien (bei Satznamen wie *Zuckschwert*) aufgelistet und quantifiziert werden. Präziserungsbedürftig ist dabei die Darstellung der Diminutive (132), die folgendes prototypisches Deklinationsmuster erkennen lassen: *der Gläsel, des Gläselins, dem Gläselin* usw. Die Verf. interpretieren diesen Befund im Sinne einer komplementären Verteilung zweier Suffixe mhd. *-l* (im Nom.) und *-lin* (in den obliquen Kasus). Allerdings war das alte *l*-Suffix (mhd. *-el*¹ < ahd. *-il-*, *-ul-*, *-al-*) bereits mhd. nicht mehr produktiv; die genuin mhd.

-el-Bildungen (*-el*²) stellen vielmehr lautlich bedingte Kürzungen aus dem Konglutinat *-(e)le* < ahd. -obd. *-il-ī(n)* dar.¹⁰ Bei den diminutiven *-(e)l* und *-(e)lin* bzw. *-(e)lein* handelt es sich also nicht um separate Suffixe, sondern um bloße Lautvarianten eines Suffixes. Zutreffend ist aber die Beobachtung, dass diese Entwicklung zur Kasusmarkierung genutzt wird, im Sinne einer „Grammatikalisierung der beiden Suffixvarianten“ (S. 132). Eine Darstellung der im Onymisierungsprozess (vom Appellativ zum Übernamen) ablaufenden Genus-Wechsel, eine ausführliche semantische Klassifikation und eine kurze Zusammenfassung runden die gelungene Arbeit ab. Mit ihrer verdienstvollen Monographie haben Rosa und Volker Kohlheim unser Wissen über die Regensburger Übernamen des 13./14. Jahrhunderts und allgemein über das Personennamensystem einer Großstadt im Spätmittelalter erheblich erweitert. Der Dank der stadt- und landesgeschichtlichen wie auch der historisch-lexikologischen und namenkundlichen Forschung ist ihnen dafür gewiss.

Michael Prinz

¹⁰ Vgl. Thomas KLEIN – Hans-Joachim SOLMS – Klaus-Peter WEGERA, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, Teil III: Wortbildung, Tübingen 2009, § S90 f. und Wilhelm BRAUNE – Ingo REIFFENSTEIN, *Althochdeutsche Grammatik*, Tübingen ¹⁵2004, § 196 Anm. 3.

Achim Hubel – Manfred Schuller (Hg.), Der Dom zu Regensburg, Textband 2 (Die Kunstdenkmäler von Bayern N. F. 7,2,2) Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; VIII + 624 S.; zahlreiche Ill.; ISBN 978-3-7917-2534-1.

Das vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege herausgegebene Großinventar *Der Dom zu Regensburg* wurde 2014 um den zweiten Textband bereichert. Während der 2013 erschienene erste Textband (vgl. dazu die Rezension in VHVO 153 (2013), S. 385–387) vorwiegend der Edition und Beschreibung des Quellenmaterials gewidmet ist, in zusammenfassenden Artikeln aber auch einen ersten Überblick über Bau- und Ausstattungsgeschichte bietet, liegen nun 13 Beiträge vor, die in erschöpfender Ausführlichkeit die Ergebnisse der Bauforschung sowie die Erkenntnisse der Bau-, Architektur- und Kunstgeschichte vorstellen. Dass sich dabei Überschneidungen zwischen den beiden Bänden nicht vermeiden ließen, liegt auf der Hand. Gleiches wird wohl auch für den dritten Textband gelten, da dieser abermals

vertiefende Einblicke in die Bau- und Ausstattungsgeschichte geben wird.

Im ersten Beitrag stellt Karl Schnieringer Belege und Befunde zum (vor-)romanischen Dom einschließlich Atrium und Kreuzgang vor (S. 1–18). Als grundlegend hierfür erweisen sich noch immer die Grabungs- bzw. Sondageergebnisse von Karl Zahn (publiziert 1931) und die Forschungen von Jürgen Sauermost (1969), der die nachträgliche Anfügung des Westbaus erkannt hat. Die seither zu den wichtigsten Vergleichsbauten vorgelegten Forschungsergebnisse erlauben es Schnieringer, die bisher vom 8. bis ins 11. Jahrhundert reichenden Datierungsvorschläge kritisch zu diskutieren und zeitlich auf das Vorfeld der 975 verfügten Loslösung des Bischofssitzes aus dem Kloster St. Emmeram einzuengen. Dies deckt sich durchaus mit

Zahns Beobachtungen am Mauerwerk, da vergleichbares plattiges, ockerbraunes Kalksteinmaterial von der Mitte des 10. bis in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts im Regensburger Kirchenbau Verwendung fand. Sichereres Terrain betritt Schnieringer bei der zeitlichen Einordnung des Westbaus des romanischen Doms. Diese Errichtung von Westquerturm und Türmen, die sich an allen süddeutschen Domen um erste Jahrtausendwende beobachten lässt, zeitlich nach dem Brand von 1002 anzusetzen, klingt plausibel und lässt sich durch Baubefunde stützen. Klar über das Resümee bisheriger Forschungsergebnisse hinaus geht Schnieringer insbesondere mit seinen Ausführungen zum Domkreuzgang und zu St. Stefan. Hier fließen bauwissenschaftliche Beobachtungen der letzten Jahre ein, etwa zum Emporenzugang von St. Stefan. Weitere Unterabschnitte widmet Schnieringer den diversen Brandzerstörungen des romanischen Doms und dessen sukzessivem Abbruch während der Bauzeit der gotischen Kathedrale.

Manfred Schuller stellt anschließend Belege und Befunde zur Bauentwicklung des gotischen Doms bis 1500 vor (S. 19–92). Er liefert damit zum einen die schriftliche Ergänzung zu dem, was in den Isometrien und farbigen Baualtersplänen (Bd. 7,5, Taf. 35–39) grafisch dargestellt ist. Zum andern erlaubt ihm die mit aussagekräftigen Befundfotos und Zeichnungen illustrierte Beschreibung eine Detailschärfe, die in den Isometrien wegen der Kleinteiligkeit der Zeichnung nicht mehr darstellbar war. Jedes Zeitschnittkapitel ist klar in sich gegliedert, wobei die historischen und kunstgeschichtlichen Hinweise jeweils von Achim Hubel beigeleitet wurden.

Peter Kurmann analysiert in seinem Beitrag *Stilgeschichte der Architektur bis 1340* (S. 93–132) das Verhältnis des Regensburger Doms zur französischen Rayonnant-Gotik. Hat man das von den Projektleitern Hubel und Schuller verfasste Vorwort des Bandes gelesen, weiß man, dass Kurmanns Text so spät vorlag, „dass eine Diskussion und Abgleichung seiner Thesen ... nicht mehr in allen Punkten nötig war“ (S. VII). Dem Benutzer, der sich von einem Großinventarband verbindliche Aussagen erwartet, hilft ein solcher Hinweis nicht. Er wirft vielmehr die Frage auf, ob es sich bei einer so groß angelegten und Gültigkeit beanspruchenden

Publikation nicht gehört hätte, lieber das Erscheinungsdatum zu verschieben als die Aussagen eines der besten Gotikkenner ebenso vage wie pauschal zu relativieren. Kurmanns unstrittiges Verdienst ist es, den Regensburger Dom in einem weit gespannten Netz an Vergleichsbauten verortet zu haben.

Chronologisch anschließend, widmet sich Markus T. Huber dem Werden und der stilgeschichtlichen Einordnung der Westfassade (S. 133–204). Als Grundlage für diese Darstellung, die einen Zeitraum von gut 160 Jahren umfasst, konnte er auf seine Dissertation aus dem Jahre 2012 zurückgreifen. Nach einer wohlthuend klar strukturierten Auseinandersetzung mit der älteren Literatur stellt Weber vieles richtig. Erhellend sind vor allem seine Ausführungen zu der dem Hauptportal vorgelegten offenen Arkadenhalle, die traditionell vom „Triangel“ des Erfurter Doms hergeleitet wird. Weber arbeitet die strukturellen Unterschiede der beiden Vorhallen heraus und erklärt die Regensburger Lösung überzeugend als „*monumentalisierte und verräumlichte Wiederholung des klassischen Doppelportals*“ (S. 158). Der Freipfeiler wird nach diesem Verständnis gleichsam zum nach außen gerückten Trumeau – ein Motiv, das wiederum am Südportal des Prager Veitsdoms vorgeprägt ist. Weitere verwandte Portallösungen stellt Weber im Sinne eines sowohl geno- als auch phänotypischen Bezugssystems vor.

Die Domplastik und ihr Verhältnis zur Architektur beschreibt Achim Hubel in Form eines geradezu monumentalen Aufsatzes (S. 205–386). Der Beitrag ist nach den einzelnen Dombaumeistern gegliedert, kamen doch von diesen, sofern sie nicht ohnehin selbst Bildhauer waren, die stilistischen Vorgaben für die Domplastik. Der Bogen spannt sich also von dem 1285 erstmals genannten und vor 1306 verstorbenen Meister Ludwig, der mit großer Wahrscheinlichkeit mit dem sogenannten Erminoldmeister zu identifizieren ist, und reicht bis zu Erhard und Ulrich Heydenreich. Die Ausführungen zu Erhard lenken den Blick auf den Domkreuzgang und dessen vor 1517 begonnene Vervollständigung. Hierfür bringt Hubel aus chronologischen und stilistischen Gründen neben Heydenreich auch Hans Hieber ins Spiel, was durchaus gerechtfertigt erscheint (S. 382–384). Denn seit Peter Morsbach die Baurechnung gefunden hat, die den Schwibbogen zwischen Dom

und Domkapitelhaus als ein 1521/22 von Erhard Heydenreich fertiggestelltes Werk ausweist (Peter Morsbach, Das Stadtbild Regensburgs im 16. Jahrhundert, in: Zwischen Gotik und Barock. Spuren der Renaissance in Regensburg. Beiträge des Regensburger Herbstsymposiums für Kunst, Geschichte und Denkmalpflege 2011, Regensburg: Dr. Peter Morsbach Verlag 2012, S. 17–36; vgl. auch Textband 1, S. 168, Zeile 5279), erscheint die bisherige alleinige Zuschreibung der damaligen Vollendung des Domkreuzgangs an den Dombaumeister nicht mehr haltbar. Zu groß sind die stilistischen Unterschiede. Man wird daher Hubels These folgen, wonach das Domkapitel für die Arbeiten am Kreuzgang neben Heydenreich eine zweite, bereits mit der italienischen Renaissance vertraute Kraft engagiert haben muss. Hierbei vor allem an den ab 1515 in Regensburg nachweisbaren Hans Hieber zu denken, erscheint naheliegend.

Es folgen drei vertiefende Studien zum Hauptportal des Doms. Peter Knoch stellt die Ergebnisse seiner bauforscherischen Untersuchungen vor (S. 387–408). Er beschreibt ebenso präzise wie spannend, wie es trotz mehrerer Planwechsel gelang, eine zumindest auf den ersten Blick verblüffend einheitlich wirkende Portalanlage zu schaffen. Die Lektüre wird dadurch erleichtert, dass relativ viele erklärende Fotos und Zeichnungen direkt beim Text stehen und sich die Querverweise auf andere Teilbände in Grenzen halten. Mit der Aussage, die Apostelfiguren am Freipfeiler der Vorhalle seien eigentlich für einen anderen Ort gedacht gewesen und daher nachträglich verändert worden (S. 406 f.), widerspricht Knoch der Meinung Hubels, wonach die Figuren erst ausgeführt wurden, nachdem der Pfeiler schon stand (S. 338). Damit bleibt es wiederum dem Leser überlassen, sich eine Meinung zu bilden. Im zweiten Beitrag zum Hauptportal widmet sich Friedrich Fuchs den *Bedeutungsfacetten der Architektur und der Ikonographie der Skulptur* (S. 409–420). Auf eine Reihe eigener Publikationen zurückgreifend, stellt er die Portalvorhalle in den Kontext vergleichbarer Anlagen: zunächst hinsichtlich der stadträumlichen Stellung, dann hinsichtlich des (geplanten) Obergeschosses für Heilumsweisungen etc. und schließlich hinsichtlich des Symbolwertes der Architektur. Der zweite Teil des Beitrags ist dem Skulpturenprogramm gewidmet, wobei auch die innere

Westwand – und damit vor allem die Reiterstatuen der hll. Georg und Martin – in die Betrachtung mit einbezogen werden. Den Schwerpunkt seiner Ausführungen aber legt Fuchs auf die ungewöhnlichen Darstellungen des Todes und der Inthronisation Mariä im Tympanon. Anhand dieser beiden ikonographischen Sonderlösungen erklärt Fuchs überzeugend die Abhängigkeit des Domportals vom theologisch-künstlerischen Milieu Prags unter Erzbischof Johann von Jenenstein († 1400). Wenn anschließend (S. 421–424) Achim Hubel die Skulpturen und die Änderungen des ikonologischen Programms des Hauptportals beschreibt, liest sich dies wie eine Ergänzung zu Fuchs' Ausführungen. So nachvollziehbar die ikonologischen Brüche, insbesondere die Umstellung von einem mariologischen auf ein apostolisches Programm auch erklärt werden, irritiert es doch, wenn die – freilich heterogene – Portalplastik jetzt auf einmal vor dem stilistischen Hintergrund der französischen Hofkunst der 1390er Jahre erscheint. Da dieser Beitrag ganz ohne Abbildungen auskommt, fühlt sich der Leser zwischen Prag und Paris ziemlich allein gelassen.

Der folgende, wiederum von Achim Hubel verfasste Aufsatz hat die Baldachinaltäre und die übrige mittelalterliche Ausstattung des Doms zum Thema (S. 425–455). Dass an erster Stelle der wohl als steinerner Baldachinaltar zu rekonstruierende mittelalterliche Hochaltar vorgestellt wird, mag in einem auf den Bestand ausgerichteten Inventarband überraschen, ist jedoch insofern erhellend, als die an die Confessio gebundene Reliquienverehrung wiederum die Erdgeschosszone des Hauptchorpolygons mit ihren Wand-schränken erklärt. Außer den fünf noch im Dom vorhandenen Baldachinaltären beschreibt Hubel eingehend auch den nur durch Zeichnungen überlieferten ehemaligen Hieronymusaltar sowie das im Zuge der Purifizierung entfernte und heute im Domschatz befindliche Georgsaltärchen, ferner Kanzel, Sakramentshaus und Ziehbrunnen, Türflügel und Türblätter, die Weihwasserbecken, den um 1295/1300 datierten Opferstock in der ehemaligen Annakapelle und den Fußboden. Vorgestellt wird ferner das Grabmal des Bischofs Heinrich von Absberg, wobei Hubel die Zuschreibung der Rotmarmorplatte an den Regensburger Bildhauer Hans Valkenauer ausführlich diskutiert und letztlich bekräftigt (S. 450 f.). Was die übrigen mittel-

alterlichen und jüngeren Grabmäler anbelangt, wird der Leser auf Textband 3 verwiesen. Stattdessen findet er hier eine Beschreibung der 1987 fertiggestellten unterirdischen Bischofsgrablege. Wie sich diese in den Zusammenhang der mittelalterlichen Ausstattung einfügt, erschloss sich dem Rezensenten nicht. Im nächsten Beitrag, der den Glasmalereien gewidmet ist (S. 457– 517), spricht Hubel in seiner Doppelfunktion als Autor und Mitherausgeber das Problem der Auswahl offensiv an. So kommt er nach einem Resümee der Forschungsgeschichte zu dem Schluss, es habe „keinen Sinn, in die vorliegende Gesamtmonographie zum Regensburger Dom noch einmal alle Glasmalereien aufzunehmen“, da dies den Umfang über die Maßen erweitern würde. Andererseits erwartete sich „natürlich jeder Leser der Dom-Monographie, dass die Glasmalereien selbstverständlich in das Gesamtwerk integriert sind“ (S. 457). Daher hätten sich die Herausgeber zu dem Kompromiss entschlossen, einerseits den vorhandenen Corpus-Band (Gabriela FRITZSCHE, Die mittelalterlichen Glasmalereien im Regensburger Dom, 2 Bde., Berlin: Deutscher Kunstverlag 1987 [= Corpus Vitrearum Medii Aevi, Bd. XIII, 1]) zu ergänzen bzw. zu korrigieren. Andererseits wolle man anschließend „in einer relativ kurzen Abfolge alle Glasfenster des Doms“ der Reihe nach vorstellen, die nötigsten Angaben zu Ikonographie, Stiftern und Datierung machen sowie die jüngere Literatur dazu zusammenstellen (S. 457). Damit wurde nicht nur ein Kompromiss zwischen vertretbarem Umfang und notwendiger Information gefunden; vor allem wird dieser Beitrag dadurch den Anforderungen gerecht, die sich aus dem Anspruch des Großinventars ergeben. Dies gilt auch für den nach dem gleichen Prinzip konzipierten, ebenfalls von Hubel beigesteuerten Beitrag über den Domschatz (S. 519–584). Als Grundlage konnte der Verfasser auf seinen eigenen, 1976 publizierten Katalog des Domschatzes (Achim Hubel, Der Regensburger Domschatz, München-Zürich: Schnell &

Steiner 1976) zurückgreifen. Zahlreiche damals nur schwarzweiß abgebildete Objekte sind jetzt in Farbe und angenehmer Größe reproduziert.

Den Abschluss des Bandes bilden zwei Beiträge, die sich mit der Farbigkeit des Regensburger Doms beschäftigen. Michael Kühnenthal fasst unter dem Titel *Farbefunde, Farbkonzepte und Innenrestaurierung des Regensburger Doms* (S. 585–594) eigene Forschungsergebnisse zusammen. Er beschreibt die gotische Farbigkeit, die beiden barocken Fassungen (1618/ 1639, nach 1698) und das 1911 hergestellte überkommene Erscheinungsbild. Ausführlich und auch für denkmalpflegerische Laien nachvollziehbar erklärt er abschließend die im Zuge der letzten Innenrestaurierung getroffene Entscheidung für ein konservierendes Konzept. Jürgen Michler stellt unter dem recht allgemein formulierten Titel *Über die Farbigkeit im Regensburger Dom* (S. 595– 622) dessen gotische Raumfassung, die er präzisierend als „farbliche Artikulation der architektonischen Struktur“ (S. 595) definiert, in ihren kunstgeschichtlichen Kontext. Nur so wird klar, welche besondere, ja extreme Lösung die Regensburger Entscheidung für einen Bruch mit der Architekturpolychromie in ihrer Zeit darstellte.

Diese Kurzportraits der 15 Beiträge dürften genügen, um die Stärken und Schwächen des gesamten Bandes zu erkennen. Das Verdienst der Herausgeber liegt unbestritten darin, ein großartiges Kompendium neuester oder zumindest auf den neuesten Stand gebrachter Forschungen zum Regensburger Dom zusammengestellt zu haben. Insofern darf man auf den noch ausstehenden dritten Textband gespannt sein. Die schon vor Jahren getroffene Entscheidung, diese monumentale Dom-Monographie als Großinventar zu deklarieren und in der vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege herausgegebenen Reihe *Die Kunstdenkmäler von Bayern* erscheinen zu lassen, wäre allerdings kritisch zu hinterfragen.

Eugen Trapp

Theodor Häussler, Bayerische Seide. Ein schöner Traum, Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014; 184 S.: ill.; ISBN 978-3-7917-2629-8.

Die Magnanerie, das markante Gebäude auf den Winzerer Höhen kennt wohl jeder Regensburger. Ab 2016 soll darin nach langwierigen Renovierungsmaßnahmen eine Praxis mit Wellnessbereich eröffnet werden. Nur Wenige, die dort künftig Entspannung suchen, werden wissen, dass sich an diesem Ort einst die Regensburger Seidenplantage befand. Geschweige denn ahnen, dass sich hier einst das Zentrum des bayerischen Seidenanbaus befand. Doch Theodor Häußler, der sich bereits in mehreren Publikationen mit der Wirtschaftsgeschichte der Region befasst hat, hat sich diesem Thema gewidmet und seine Forschungsergebnisse in einer ansprechenden Publikation zusammengefasst. Wie der Titel bereits andeutet, werden darin die Bestrebungen zur Erzeugung von Seide über die Jahrhunderte hinweg dargestellt. Dabei umfasst das Untersuchungsgebiet das heutige Territorium Bayerns, wie auch die Rheinpfalz. Einen deutlichen Schwerpunkt legt der Autor jedoch auf die Schilderung des Seidenanbaus in Regensburg. Der chronologischen Schilderung der Seidenzucht in Bayern sind einige einleitende Kapitel vorangestellt. Darin werden die Fachtermini und verschiedenen Qualitäten der Seidenwaren sowie das Herstellungsverfahren erläutert. So erfährt man auch, dass für 1 kg Rohseide etwa 4000 Kokons der Seidenspinnerraupe benötigt werden. Durch Abhaspeln eines Kokons können etwa 1000 m guter Seidenfaden gewonnen werden. Voraussetzung für eine entsprechende Qualität der Seide ist die Versorgung der Raupe mit einer ausreichenden Menge an Blättern des Maulbeerbaumes. Erste Beschreibungen von Seidenspinner und Maulbeerbaum zur Gewinnung von Seide finden sich bereits im 13. Jahrhundert im Buch der Natur von Albertus Magnus. Konrad von Megenberg berichtet ein Jahrhundert später von einer Seidenzucht in Regensburg. Der bayerische Adel, namentlich Kurfürst Maximilian I., förderte die Seidenzucht offenbar erstmals im 17. Jahrhundert. Diese Bemühungen intensivierten sich im 18. Jahrhundert unter Maximilian III. Joseph, der eine „Seidenzucht-Comission“ ins Leben rief. Kurfürst Karl Theodor gründete die „Seidenbau-Direktion“. Seidenplantagen mit tausenden Maulbeerbäumen wurden angelegt in der

Hoffnung auf reichen Ertrag in Form von Seide. Tatsächlich waren die Bäume den hiesigen Witterungsbedingungen mit sowohl starken Frosteinbrüchen als auch langen Hitzeperioden nicht gewachsen. Hohe Ausgaben und enorme Anstrengungen lieferten daher kaum nennenswerte Mengen an Seide. Zumal die bayerische Seide im 18. Jahrhundert offenbar nicht an die Qualität ausländischer Produkte heran reichte. Dennoch wurde die Seidenzucht im 19. Jahrhundert erneut ein Thema. Wie in den Jahrhunderten zuvor, erhoffte man sich durch den Anbau der begehrten Seide, den teuren Ankauf aus dem Ausland zu sparen und stattliche Gewinne zu erzielen. Man sah die Seidenzucht gar als lukrative Alternative zum Getreideanbau. Die 1833 in Regensburg gegründete „Gesellschaft zur Beförderung der Seidenzucht in Bayern AG“ bezeichnet der Autor dabei als Zentrum des bayerischen Seidenanbaus. Erneut war auch das staatliche Interesse an diesen Bestrebungen groß. So hatte Eduard von Schenk, der damalige Regierungspräsident des Regenkreises, das Amt des 1. Vorstandes inne. König Ludwig I. war der größte Anteilseigner der Seidenzucht AG. Mit dem Erlös der verkauften Aktien wurden die Maulbeerbaumplantage und die Seidenraupenzuchtanstalt, die bereits erwähnte Magnanerie, auf den Winzerer Höhen errichtet. Die erzeugte Seide war qualitativ hochwertig und wurde in der Folge erfolgreich auf dem Münchner Oktoberfest präsentiert. Jedoch blieb die erzielte Menge auch in den Folgejahren marginal. Allein die Personalkosten überstiegen so schon die spärlichen Verkaufserlöse. An die Auszahlung einer Dividende für die Aktionäre war nicht zu denken. Stattdessen ging man dazu über Seidentücher an diese zu verlosen. Trotz dieser kümmerlichen Bilanz waren zehn Jahre nach der Gründung der Regensburger Gesellschaft in ganz Bayern über 30 Filialvereine gegründet worden. In München wurde 1847 mit dem „Frauenverein zur Beförderung der Seidenzucht in Bayern“ eine Konkurrenzgesellschaft gegründet. In den Zielen glich sie stark der Regensburger Gesellschaft. Das Protektorat des Münchner Vereins übernahm Königin Therese persönlich und zahlreiche Mitglieder des Adels schlossen sich an. Die

unerwartete Konkurrenz verschärfte die wirtschaftliche Lage der Seidenzucht Gesellschaft und es kam zu einem Umsatzeinbruch. Eine Bilanz des Jahre 1850 führte bereits die wirtschaftliche Erfolglosigkeit deutlich vor Augen. 1861 beschloss die Generalversammlung schließlich die Auflösung der Seidenzucht AG und den Verkauf der Plantage. Dieser erfolgte weit unter dem Schätzwert und bald wurden die Maulbeerbäume vom neuen Besitzer abgeholzt. Dies besiegelte das Ende der Seidenzucht in Bayern im 19. Jahrhundert. Erst während des Ersten Weltkriegs trat der „Deutsche Seidenbauverband“ hervor. Ein Zweigverein wurde auch in Bayern gegründet. Angesichts des Krieges erhoffte man sich die Ersparnis von Devisen für ausländische Seide. Dieses Ziel und die wissenschaftliche Erforschung des Seidenanbaus wurden in den 1920er Jahren vom „Reichsverband für Deutschen Seidenbau e.V.“ verfolgt. Wie auch später die Nationalsozialisten den Seidenanbau im Rahmen der „Erzeugungsschlacht der deutschen Landwirtschaft“ als kriegsentscheidend erachteten; wurde doch Seide für Fallschirme verwendet. Nach einer Verordnung sollten alle Schulen daher Seidenzucht betreiben. Für die Lehrkräfte wurden eigens Anbaukurse abgehalten. Erneut wird dieses Kapitel am Beispiel Regensburgs verdeutlicht. So veranlasste der damalige Oberbürgermeister Otto Schottenheim die

Pflanzung von Maulbeerbäumen, unter anderem in der nach ihm benannten Siedlung. Wie allerdings nicht anders zu erwarten, war der Ergebnis dieser Bemühungen erneut gering. Der Autor stellt zusammenfassend fest, dass über die Jahrhunderte stets dieselben Fehler gemacht wurden. Die klimatischen Bedingungen in Bayern wurden unterschätzt. Die Maulbeerbäumplantagen konnten so trotz teils erheblicher Staatszuschüsse nicht rentabel betrieben werden, wie besonders das Regensburger Beispiel des 19. Jahrhunderts zeigt. Daneben bot der Seidenanbau keine ganzjährige Beschäftigung und konnte sich so nicht als Existenzgrundlage in der Bevölkerung etablieren. Ein Scheitern der diversen Initiativen war daher unausweichlich. Doch die Aussicht auf die Seide, den schönen Traum, war offenbar zu verlockend. Zahlreiche Infokästen und Abbildungen vertiefen einzelne Aspekte und illustrieren den Band. In einem ausführlichen Anhang wird eine Auswahl an Ratgebern und Fachbüchern des 18. bis 20. Jahrhunderts zur Seidenzucht kurz vorgestellt. Desweiteren findet sich auch ein Verzeichnis der verwendeten Quellen und der Literatur sowie ein Ortsregister. Dem Autor ist eine unterhaltsame und informative Abhandlung über ein außergewöhnliches – wenn auch nicht erfolgreiches – Kapitel der Bayerischen und insbesondere der Regensburger Wirtschaftsgeschichte gelungen.

Konrad Zrenner

Matthias Mayerhofer, Seidenglanz für Hof und Altar. Der Paramentenschatz von Niedermünster in Regensburg 17. bis 20. Jahrhundert (Schriftenreihe zu den Regensburger Reichsstiften 1) Regensburg: Schnell & Steiner 2015; 240 S.: zahlreiche, farbige Ill.; ISBN 978-3-7954-2950-8.

Die Kirche des ehemaligen Reichsstifts Niedermünster in Regensburg besitzt einen Paramentenschatz, der wegen seiner Geschlossenheit und der Tatsache, dass er am Ort seiner Bestimmung erhalten ist, „nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ einer der bedeutenden Textilbestände in Süddeutschland“ sei, so der Kunsthistoriker Matthias Mayerhofer in seiner Monographie über diese Paramentenschatz (S. 26). Dieser umfasst liturgische Gewänder, textile Einzelteile und Posamente von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre, wobei der Schwerpunkt auf Messgewändern

aus Luxusseiden aus dem 18. Jahrhundert liegt. Zunächst bietet Mayerhofer eine historische Einleitung, deren Schwerpunkt wie beim Paramentenschatz selbst auf der Barockzeit liegt. Dabei behandelt er die Geschichte Niedermünsters, bietet eine kunstgeschichtliche Einordnung der barocken Ausstattung der Stiftskirche, analysiert das Sozialprofil der Stiftsdamen im 18. Jahrhundert, stellt die Säkularisation des Stifts dar und beschreibt die Geschichte der ehemaligen Stifts- als Dompfarrkirche im 19. und 20. Jahrhundert. Anschließend daran leistet er eine kunst-, wirtschafts- und kulturgeschicht-

liche Einordnung des Paramentenschatzes. Er geht auf die zu dessen Auswertung zur Verfügung stehenden archivalischen Quellen ein, behandelt die übliche Sitte, Hofroben in Zweitverwendung zu Festornaten umzuarbeiten, stellt die Schnittformen vor, datiert die Seiden- und Stickmuster auf den Gewändern, macht sich Gedanken zur Herkunft der Stoffe und zum Regensburger Seidenhandel des 18. Jahrhunderts und beschreibt die stilistischen Eigenheiten der Paramente des 19. und 20. Jahrhunderts zwischen Historismus und Jugendstil, wobei dem Autor auffällt, dass der Paramentenschatz Niedermünsters eine verhaltene Anpassung an modische Entwicklungen aufweist. In erster Linie sei es der Dekor gewesen, der dem modischen Wandel unterworfen war, weniger die Schnittmuster. Deshalb beschränkt sich der Historismus auf den Dekor, während bei den Schnittmustern der Messgewänder auch noch am Ende des 19. Jahrhunderts die barocke Baßgeigenform vorherrschte. So interessant diese Darstellungen sind, fehlt doch eine Analyse dieses Traditionalismus, der prima vista charakteristisch für den Stellenwert Regensburg als Hauptort des Ultramontanismus zu sein scheint, zu dessen Verständnis im Zusammenhang mit der Gestalt der Paramente im Bistum Regensburg aber weitergehende kirchengeschichtliche Kenntnisse von Nöten gewesen wären. Den Hauptteil des Bandes bildet der Katalog der vorhandenen Paramente, unter denen es selbst solche aus dem 18. Jahrhundert gibt, die noch nicht publiziert worden sind. Fast alle Stücke werden mit

sehr hochwertigen Abbildungen vorgestellt. Die einzelnen Einträge umfassen eine Beschreibung der Stücke (Gewandstoff, Besatzstoff, Ausstattung, Maße), die Geschichte der Stücke soweit recherchierbar, die jeweils verfügbaren Quellen und die Literatur, in der sie bereits veröffentlicht wurden. Der Katalog ist in vier Teile gegliedert. Zunächst werden alle Paramente des 18. Jahrhunderts, die aus Gold-, Silber- und Seidengeweben bestehen, aufgelistet. Am bemerkenswertesten ist hier ein Ornat aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit sehr seltenem Pelzbandmuster, nach Mayerhofer „eines der exklusivsten Seidengewebe der Zeit um 1760“ (S. 84). Es folgen die Paramente des 19. und 20. Jahrhunderts aus Gold-, Silber- und Seidengeweben. Schließlich führt der Autor die zahlenmäßig kleine Gruppe der gestickten Paramente des 17. bis 20. Jahrhunderts auf, darunter eine bemerkenswerte gestickte Kasel um 1650, deren Stoff nach Ansicht Mayerhofers aus Mittelamerika stammt. Den Katalogteil beschließen die in Niedermünster vorhandenen Posamente. Im Anhang sind vier Inventare liturgischer Geräte und Paramente Niedermünsters aus den Jahren 1741, 1758 und 1768 ediert. Es findet sich dort ein hilfreiches Glossar und neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis dankenswerterweise auch ein Personen- und Ortsregister. Entstanden ist ein einzigartiger Spiegel der stilistischen Entwicklung in der Paramentenherstellung, ein kleines Lehrbuch der Paramentenkunde am lokalen Beispiel.

Johann Kirchinger